Paed. Pr.
2787.

Paed. Pr. Rebau
~~2012ea~~
2787-4

<36632331330010

<36632331330010

Bayer. Staatsbibliothek

Paed. 301^ea

Paed.
301.ea

Neueste

Jugendbibliothek.

Zur Bildung
des
Geistes und Herzens
herausgegeben
von
Heinrich Rebau.

Dritte verbesserte u. vermehrte Auflage.

Viertes Bändchen.
Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1840.
v. Jenisch u. Stage'sche Buchhandlung.

56 B

In der v. Jenisch & Stage'schen Buchhandlung in Augsburg sind so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Die

Waisen aus Neapel,

oder

Fürchtet euch nicht — ich bin mit euch.

Eine Erzählung

für

die reifere Jugend.

Von dem Verfasser

der „Glocke der Andacht."

Mit einem Stahlstich. 8. Geheftet.

14 gr. oder 54 kr.

Referent freut sich, wieder eine neue Schrift des durch seine trefflichen Erbauungs- und Jugend-Schriften so berühmten Herrn Verfassers ankündigen zu können. Es ist dieß unstreitig seine beste Erzählung; was aber den Werth, dieses Buches besonders erhöht, ist die darin streng beobachtete moralische Tendenz und der durchgeführte Grundsatz: daß über dem Kampfe der Tugend mit dem ränkevollen Laster eine heilige Vorsehung wacht, die, wenn sie auch oft die Ihrigen zu verlassen scheint, sie dennoch unsichtbar schützt, Lohn und Strafe mit gerechter Wage zuwägt. Das Buch ist überdieß sehr hübsch ausgestattet, und der Preis so äußerst billig gestellt, daß Eltern, die ihre Kinder wahrhaft lieben, denselben ohne großes Opfer dieß nützlichste Geschenk anzuschaffen vermögen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ausgewählte

Erzählungen,

zur Bildung

des

Geistes und Herzens

herausgegeben

von

Heinrich Rebau.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit einem Stahlstich.

Zweites Bändchen.

Augsburg, 1840.
von Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der doppelte Schwur der Besserung.

Heinrich war ein fünfzehnjähriger Jüngling, dabei voll guter Vorsätze, die er selten hielt, und voll Fehler, die er täglich bereute; er hatte seinen Vater und seinen Lehrer innig lieb, aber seine Vergnügungen oft stärker; er wollte gern das Leben für beide aufopfern, aber nicht seinen Willen; und seine aufbrausende Seele entriß denen, die er liebte, nicht mehr Thränen, als ihm selber. So irrte schmerzlich sein Leben zwischen Bereuen und Sündigen umher; und zuletzt nahm sein langer Wechsel zwischen guten Entschlüssen und verderblichen Fehltritten, seinen Freunden, und sogar ihm die Hoffnung der Besserung.

Jetzt kam dem Grafen, seinem Vater, die Sorge nicht mehr aus dem zu oft verwundeten Herzen, daß Heinrich auf der Akademie und auf Reisen, wo die Irrwege des Lasters immer blumiger nnd abschüssiger werden, und wohin keine zurückziehende Hand, keine zurückrufende Stimme des Vaters mehr reicht, von Schwäche zu Schwäche sinken, und endlich mit einer besudelten, entnervten Seele wiederkehren werde, die ihre reine Schönheiten und Alles verloren, sogar den Wiederschein der Tugend, die Reue.

Der Graf war zärtlich, sanft und fromm, aber kränklich und zu weich. Die Gruft seiner Gemahlin

stand gleichsam unter dem Fußboden seines Lebens, und unterhöhlte jedes Beet, wo er Blumen suchte.

Jetzt ward er an seinem Geburtstag, und vielleicht durch diesen krank, so wenig ertrug die gelähmte Brust einen Tag, wo das Herz stärker an sie schlug. Da er von Ohnmacht in Ohnmacht sank, so ging der gequälte Sohn in das englische Wäldchen, worin das Grabmal seiner Mutter und das leere war, das sein Vater sich in der Leichenklage hatte bauen lassen; und hier gelobte Heinrich dem mütterlichen Geiste den Krieg mit seinem Jähzorn und mit seinem Heißhunger nach Freuden an. Der Geburtstag des Vaters rief ihm ja zu: „die dünne Erde, die deinen Vater hält und ihn vom Staube deiner Mutter absondert, wird bald einbrechen, vielleicht in wenig Tagen, und dann stirbt er bekümmert und ohne Hoffnung, und er kommt zu deiner Mutter, und er kann ihr nicht sagen, daß du besser bist.“ O, da weint er heftig; aber, unglücklicher Heinrich, was hilft deine Rührung und dein Weinen ohne Besserung?

Nach einigen Tagen erhob sich der Vater wieder, und drückte im kränklichen Zustande von Rührung und Hoffnung den reuigen Jüngling an die fieberhafte Brust. Heinrich berauschte sich in der Freude über die Genesung und über den Kuß — er wurde froher und wilder — er trank — er verwilderte mehr. Sein Lehrer, der die sieche Weisheit des Vaters durch kraftvolle Strenge gut zu machen suchte, bestritt das Aufschwellen des Freudentaumels. — Heinrich wurde glühend, den Geboten ungehorsam, die er für keine wahren väterlichen hielt, und da der Lehrer fest, stark und nothwendig sie wiederholte, verletzte Heinrich im

Taumel das Herz und die Ehre des strengen Freundes zu tief, und da flog auf das so oft getroffene kranke Herz des hoffenden Vaters der Aufruhr gegen den Lehrer, wie ein giftiger Pfeil, und der Vater unterlag der Wunde, und sank auf das Krankenbett zurück.

Ich will euch, liebe Kinder, weder Heinrichs Gram noch Schuld abmalen; aber schließt in das strenge Urtheil, das ihr über seine Fehltritte sprechen müsset, auch jede ein, die ihr vielleicht auf euch geladen. Ach, welches Kind kann an das Sterbebett seiner Aeltern treten, ohne daß es sagen muß: »wenn ich ihrem Leben auch keine Jahre nahm, o! so kost' ich ihnen doch Wochen und Tage! — Ach! die Schmerzen, die ich jetzt lindern will, habe ich vielleicht selber gegeben, oder verstärkt, und das liebe Auge, das so gern noch eine Stunde lang in's Leben blicken wollte, drücket ja blos meine Fehler früher zu!« — Aber der wahnsinnige Sterbliche begeht seine Sünden so kühn, blos weil sie ihm ihre mörderischen Folgen verhüllen; — er kettet die in seine Brust eingesperrten reißenden Thiere los, und lässet sie in der Nacht unter die Menschen dringen; aber er sieht es nicht, wie viele Unschuldige das losgebundene Unthier ergreife und würge.

Leichtsinnig wirft der wilde Mensch die glimmenden Kohlen seiner Sünden umher, und erst wenn er im Grabe liegt, brennen hinter ihm die Hütten auf von seinen eingelegten Funken, und die Rauchsäule zieht als eine Schandsäule auf sein Grab und steht ewig darauf!

Heinrich konnte, sobald die Hoffnung der Genesung verschwand, die zerfallende Gestalt des guten Vaters vor Qualen nicht mehr anschauen; er hielt

sich blos im nächsten Zimmer auf, und kniete, während Ohnmachten mit dem väterlichen Leben spielten, wie ein Missethäter still und mit verbundenen Augen vor der Zukunft und vor dem zerschmetterndem Schrei: Er ist todt! —

Endlich mußte er vor den Kranken kommen, um Abschied zu nehmen und die Vergebung zu empfangen; aber der Vater gab ihm nur seine Liebe, aber nicht sein Vertrauen wieder, und sagte: „Aendere dich Sohn, aber versprich es nicht!“ —

Heinrich lag niedergedrückt von Scham und Trauer im Nebenzimmer, als er wie erwachend seinen alten Lehrer, der auch der Lehrer seines Vaters gewesen, diesen einsegnen hörte, als ziehe schon die längste Nacht um das kalte Leben. „Schlummere süß hinüber,“ sagte er, „du tugendhafter Mensch, du treuer Schüler! Alle guten Vorsätze, die du mir gehalten, alle deine Siege über dich, und alle deine schöne Thaten müssen jetzt wie hellrothe Abendwolken durch die Dämmerung deines Sterbens ziehen. Hoffe noch in deiner letzten Stunde auf deinen unglücklichen Heinrich, und lächle, wenn du mich höreſt, und wenn in deinem brechenden Herzen noch eine Entzückung ist.“

Der Kranke konnte sich unter dem schweren, über ihn gewälzten Eise der Ohnmacht nicht ermannen, die gebrochenen Sinne hielten die Stimme des Lehrers für die Stimme des Sohnes, und er stammelte: „Heinrich, ich sehe dich nicht, aber ich höre dich; lege deine Hand auf mich und schwöre es, daß du besser wirst.“ Er stürzte herein zum Schwur; aber der Lehrer winkte ihm, und legte die Hand auf das erkaltende Herz, und sagte leise: ich schwöre in ihrem Namen.

Aber plötzlich fühlt' er das Herz gestorben, und ausruhend von der langen Bewegung des Lebens. „Flieh', Unglücklicher!“ sagte er, „er ist ohne Hoffnung gestorben!“

Heinrich floh aus dem Schloß. O wie hätt' er eine Trauer schauen oder theilen dürfen, die er selber über die väterlichen Freunde gebracht? Er ließ seinem Lehrer blos das Versprechen und die Zeit der Wiederkehr zurück. Schwankend und laut weinend kam er in's englische Wäldchen, und sah die weißen Grabmäler, wie bleiche Scelette, die grüne Umlaubung durchschneiden. Aber er hatte nicht den Muth, die leere künftige Schlummerstätte des Vaters zu berühren; — er lehnte sich blos an die zweite Pyramide, die ein Herz bedeckte, das nicht durch seine Schuld gestorben war, das mütterliche, das schon lange still stand im Staube der zerfallenen Brust. Er durfte nicht weinen und nicht geloben; schweigend, gebückt und schwer trug er den Schmerz weiter. Ueberall begegneten ihm Erinnerungen des Verlustes und der Schuld, jedes Kind war eine, das dem Vater mit der hoch umher getragenen Aehrenlese entgegen lief, — jedes Geläute kam aus einer Todtenglocke, — jede Grube war ein Grab.

Heinrich kam an. Aber nach fünf dunkeln Tagen voll Reue und Pein sehnte er sich zum Freunde des Vaters zurück, und schmachtete, ihn durch die Erstlinge seiner Veränderung zu trösten. Der Mensch feiert seinen Geliebten ein schöneres Todtenfest, wenn er fremde Thränen trocknet, als wenn er seine vergießet, und der schönste Blumen- und Zypressen-Kranz den wir an theuere Grabmäler hängen können, ist ein Fruchtgewinde aus guten Thaten.

Er wollte erst Nachts mit seiner Schamröthe in die Trauerwohnung treten. Als er durch das Wäldchen gieng, stand die weiße Pyramide des väterlichen Grabes schauerhaft zwischen dem lebendigen Gezweig, wie im Blau des reinen Himmels die graue Dampfwolke eines zusammengebrannten Dorfes schwimmt. Er lehnte das sinkende Haupt an die harte kalte Säule, und konnte nur dumpf und sprachlos weinen, und im dunkeln, mit Martern angefüllten Herzen war kein Gedanke sichtbar. Hier stand er verlassen; keine sanfte Stimme sagte: weine nicht mehr! — kein Vaterherz zerschmolz, und sagte: du bist genug bestraft. — Das Rauschen der Wipfel schien ein Zürnen, und die Dunkelheit ein Abgrund. Dieses so Unwiederbringliche im Verlust, lagerte sich wie ein Meer weit um ihn, das niemals rückt und niemals fällt.

Endlich erblickte er, nach dem Fall einer Thräne, einen sanften Stern am Himmel, der milde, wie das Auge eines himmlischen Geistes, zwischen die Wipfel hereinblickte; da kam ein weicherer Schmerz in die Brust; er dachte an den Schwur der Besserung, den der Tod zerrissen hatte, und nun sank er langsam auf die Knie, und blickte zum Stern hinauf, und sagte: „O Vater! Vater!“ — und die Wehmuth erdrückte lange die Stimme — „hier liegt dein armes Kind am Grabe, und schwört dir. — Ja, reiner, frommer Geist, ich werde anders werden, nimm mich wieder an. Ach! könntest du ein Zeichen geben, daß du mich gehöret hast!“

Es rauschte um ihn; — eine Gestalt schlug langsam die Zweige zurück — und sagte: „Ich habe dich gehört, und ich hoffe wieder!“ — Es war sein Vater.

Das Mittelding zwischen Tod und Schlaf, die Schwester des Todes, die Ohnmacht, hatte, wie ein gesunder tiefer Schlummer ihm das Leben wieder bescheert, und er war dem Tode wieder entgangen. „Guter Vater! und hätte der Tod dich in den Glanz der zweiten Welt getragen, dein Herz hätte nicht froher zittern und süßer überströmen können, als in dieser Auferstehungsminute, wo dein vom schärfsten Schmerze umgeänderter Sohn mit dem bessern an deines sank, und dir die schönsten Hoffnungen eines Vaters wiederbrachte?“ —

Aber, indem der Vorhang dieser kurzen Scene fällt, so frag' ich euch, geliebte junge Leser: habt ihr Aeltern, denen ihr die schönsten Hoffnungen noch nicht gegeben habt? O dann erinnere ich euch, wie ein Gewissen, daran, daß einmal ein Tag kommen wird, wo ihr keinen Trost habt, und wo ihr ausruft: „Ach! sie haben mich am meisten geliebt; aber ich ließ sie ohne Hoffnung sterben und ich war ihr letzter Schmerz!“

Ehrlich währt am längsten.

Vor dem Schlosse zu Grüningen an der Bode saß an einem heitern Sommerabend der Bischof von Halberstadt, Heinrich, und neben ihm ein fremder Bischof, der seit einem Monat sein Gast war. Vor ihnen stand in zwei gewichtigen Pokalen der Nachttrunk. Seit zehn Uhr des Morgens, da sie sich zur Mittagstafel setzten, bis zu Sonnenuntergang hat=

ten sie von einem großen Weinfaß gesprochen, welches damals ein Bischof am Rhein erbauen ließ, und daß billig jeder geistliche Fürst, um seinem Hoflager den geziemenden Glanz zu geben, ein ähnliches Faß bauen müsse. Die wichtige Sache war endlich bis zur Ausführung auf's Reine gebracht, und die Rede begann bei Beiden, von öfterm Gähnen unterbrochen, nur langsam und immer einsylbiger sich fortzubewegen.

Da trieb zum Glück der Schäfer Konrad die weißgewaschene Heerde, die Bischof Heinrich jeden Abend musterte, quer über den Schloßhof. „Gott grüß' Euch, Herr Bischof!" — „Guten Abend, Konrad! wo ist denn Harm?" Konrad pfiff, und ein schöner Widder sprang erst zum Schäfer, und dann zum Bischof, der ihn streichelte und mit den Brocken fütterte, die er selbst von der Tafel für ihn aufbewahrt hatte, und die er einen nach dem andern aus der Tasche herausholte. Der Bischof sprach dann ein paar Worte mit seinem Schäfer, und fragte lächelnd, wann er Hochzeit machen würde? Konrad zuckte die Achseln, und trieb seine Heerde weiter.

Nun ergoß sich der Bischof Heinrich in Lobsprüche über den schönen Widder, den er um alles in der Welt nicht missen möchte, und dann über den guten Konrad, der die Ehrlichkeit selbst sey. Der fremde Bischof lachte; weite Reisen und öfterer Aufenthalt an vielen fürstlichen Hoflagern, hatten ihn mit Mißtrauen gegen die Menschen erfüllt. Er behauptete geradezu: ganz ehrliche Diener zu finden sey unmöglich, wenigstens an einem geistlichen Hofe; sie betrögen alle ihre Herren, wären allzumal Schelme, nur der Eine mehr, der Andere weniger. Bischof Heinrich widersprach

ihm heftig, rühmte ihm den guten Schlag von Leuten, die unter seinem Krummstab wohnten, vor Allen aber Konrad, den ehrlichen Schäfer, der noch nie eine Unwahrheit gesagt, oder irgend Jemanden betrogen habe. — „Noch nie hätte Konrad gelogen? nie Andere betrogen?“ fragte spottend der Gast. — „Nein!“ antwortete Heinrich mit lebhafter Theilnahme, „nie hat Konrad das gethan! und nie wird Konrad das thun!“ „Nie?“ wiederholte der fremde Bischof, „was gilt die Wette?“ Nach mehreren Vorschlägen wetteten endlich beide auf ein Weinfaß, das 150 Fuder Wein halten könnte. Und in drei Tagen sollte Konrad, ohne daß er es wüßte, die Probe der Ehrlichkeit bestehen. So schieden die beiden Bischöfe, froh, auf einige Tage eine neue Unterhaltung gefunden zu haben, und jeder seines Sieges gewiß.

Der fremde Bischof trat, ehe er sich schlafen legte, erst in Berathschlagung und Unterhaltung mit seinem Peter. Dieser war, dem Namen nach, nur Knecht, nach Befinden der Umstände auch wohl Hofnarr, in der That aber des Bischofs Geheimrath, mehr als mancher andere in prunkenden Titeln und Bändern. Er mußte immer rathen und helfen, in allen geistlichen und leiblichen Nöthen. Er pflegte für seinen Herrn zu hören, zu sehen, gelegentlich auch, ohne es sich merken zu lassen, zu denken, und das hatte er auch dießmal gethan. Aber er war diesen Abend nicht mehr sehr sprechlustig; erst die Anweisung auf eine neue scharlachene Kappe, im Fall der gewonnenen Wette, öffnete ihm den Mund. Nach manchen beißenden Bemerknngen über die Kosten eines Weinfasses, das 150 Fuder Wein enthalten sollte, welches fast die Hälfte

der Jahreseinkünfte des Herrn Bischofs erschöpfte, nahm er es endlich auf sich, auszukundschaften, wie wohl dem Konrad, diesem Ausbund, Muster und Phönix der Ehrlichkeit, wie Knecht und Herr spottend ihn nannten, beizukommen seyn möchte.

Peter fing gleich mit Sonnenaufgang seine des Nachts ausgesonnene Kundschaft an. Und schon vor der Mittagstafel konnte er seinem Herrn berichten: Konrad habe eine Liebschaft, die schöne Lise, die aber von seinen Anträgen nicht eher etwas hören wolle, bis er ein eigenes Häuschen besitze, da er und sie arm seyen. Der listige Peter hatte selbst schon Lisen gesprochen, und sie zur Ausführung des Entwurfs, den er sich gemacht hatte, bereit und sehr tüchtig gefunden. Er bat sich also von seinem Herrn eine gute Hand voll blanker Batzen aus, um damit das große Weinfaß zu gewinnen. Der Bischof ließ ihn nehmen so viel er wollte, und setzte sich sorgenfrei zur Tafel.

Peter ging wieder zur schönen Lise, zeigte ihr die blanken Batzen, die ihren kleinen Tisch bedeckten, und versprach ihr das Kaufgeld für ein Häuschen zu bezahlen, das eine arme Wittwe verkaufen wollte, sobald sie ihm das brächte, was er verlange. Am folgenden Morgen ging Lise, bald nach Sonnenaufgang, wohl aufgeschürzt, in die Gegend, wo Konrad mit seiner Heerde vorbeitreiben mußte, um da zu krauten.

Kaum erblickte Konrad sie in der Ferne, so flog er hin zu ihr, begleitet von seinem Harm, setzte sich neben sie, und wiederholte ihr Alles, was er ihr schon hundertmal gesagt hatte, um sie für seine Wünsche zu gewinnen. Lise blieb ganz kalt, und erwiederte ihm: sie habe das Alles schon tausendmal gehört, wenn er

ihr nichts Neues von einem eigenen Häuschen zu sagen habe, so wisse er schon längst seinen Bescheid. Traurig wollte Konrad fortgehen; doch ein halb freundlicher Wink von Lisen machte, daß er noch zuletzt fragte: warum sie ihn dießmal so spröde abwiese? und was er für sie thun solle?

„Wundershalber wollen wir doch sehen, ob du Etwas für mich thust," sprach Lise, während der Lieblings-Widder des Bischofs sich zwischen sie und Konrad gedrängt hatte, und ein wenig Brod aus ihren Händen fraß. „Wenn ich dich nun bäte, mir deinen Harm hier zu geben, daß ich ihn verkaufen könnte?"

Konrad entfiel das Herz. Traurig erwiederte er: „Alles in der Welt, nur das nicht! wenn der Bischof nicht alle Abende meinen Harm füttern kann, so mag ich das Unglück nicht sehen. Nimm die besten zehn Schafe aus der ganzen Heerde, nimm dir alle fünfzig, die mir gehören; nur den einzigen Widder laß mir!" „Seht ihr!" sprach Lise, „so seyd ihr Männer! Geh mir doch mit deinen fünfzig Schafen! So einen kleinen Gefallen willst du mir als Bräutigam nicht thun? Das würde mir ein schöner Ehemann werden, wenn die Flitterwochen erst vorbei wären! Geh doch zu deinem Bischof, und laß den Widder füttern! Wenn du den Harm behältst, so brauchst du keine Lise!"

So stritten sie sich lange. Konrad weinte vor Unmuth. Lise gestand ihm endlich, daß sie den Widder für das kleine Häuschen verkauft habe, welches sie sich so oft gewünscht hätten, und daß sie ihn heute noch abliefern müßte, es koste, was es wolle, da sie ihr Wort einmal gegeben habe, und sie keine Lügnerin gescholten seyn wolle; ließ dann einige Thränen fallen,

daß ihr nun die einzige so unverhoffte Freude verkümmert sey, sich ein Häuschen kaufen zu können, worin sie Beide so vergnügt leben könnten; fragte dann wieder: ob denn nicht alle Tage Schafe stürben? ob sich keines verliere? ob keines gestohlen würde? ob ihm Harm mehr werth sey, als sie? und ob sie, die er zu lieben vorgebe, denn zur Lügnerin werden solle? — Und — sie überwand. Konrad versprach mit einem Handschlag, ihr noch vor Mittag den Widder abzuliefern; und Lise gab Konrad die Hand darauf, daß sie in vier Wochen seine Frau werden wolle.

Lise wandelte schnell dem Städtlein zu, und Konrad sah ihr lange starr nach. Die Freuden seiner Verlobung waren sehr getrübt durch den Gedanken an das Verhör bei seinem nicht blos hochgebietenden, sondern auch vielgeliebten Herrn, in dessen Dienste es ihm bisher so wohl gegangen war, und der des Widders sich so herzlich freute. Jetzt war er einsam auf dem Felde, wo Lise gekrautet hatte, und sah, in sich gekehrt, immer gerade vor sich nieder. Endlich steckte er seinen Schäferstab in die Erde, hing seinen Rock daran, und setzte seine Mütze oben darauf. Und nun begann eine Reihe von Ein= oder wenn man will, Zweigesprächen, zu denen Harm gelegentlich die begleitenden Bewegungen machte.

„Gott grüß Euch, Herr Bischof!“ — Guten Abend, Konrad! wo ist dein Harm?“ — „Harm, Herr Bischof? — ja, der hat sich verloren; — der hat sich verlaufen.“ — (Harm drängte sich eben jetzt als Konrad so sprach, zwischen seinen Füßen durch, um das Wunderding zu beaugen, vor dem sein Herr sich so bückte.) „Konrad! der ist an's Brod gewöhnt, Harm wird sich nicht verlaufen. — Das geht nicht!“

Ein anderes Zweigespräch Konrads, worin er dem Bischof den Widder als gestohlen vorstellen wollte, unterbrach Harm durch einen kräftigen Stoß, womit er seine Verbeugungen erwiederte. „Der läßt sich so leicht nicht greifen!“ rief Konrad. „Das geht nicht!“

So sprach er noch ein halbes Stündchen mit sich selbst, und endigte immer mit Kopfschütteln und mit dem: „Konrad das geht nicht!“ „Und doch,“ setzte er hinzu, „muß ich noch vor Mittag den Widder abliefern; denn ich hab's versprochen, und wenn ihn Lise nicht ablieferte, da sie ihn schon verkauft hat, so wäre sie eine Betrügerin, und könnte mein Weib nicht seyn.“

Endlich sprang er vor Freuden in die Höhe, und rief: „Ehrlich währt am längsten! das geht!“ Er zog seinen Rock an, und setzte seine Mütze wieder auf, und trieb seine Heerde weiter. Und noch vor Mittag überlieferte er mit einem tiefen Seufzer seinen Harm an Lisen, die ihn gegen das Kaufgeld des Häuschens umtauschte, ohne über den Zusammenhang der Dinge zu grübeln.

Und es gieng! Dieser Abend war zu Konrads Prüfung bestimmt, ohne daß er es ahnete. Beide Bischöfe erwarteten bei ihrem Nachttrunk auf dem Schloßhofe den Schäfer, der ihre Wette entscheiden sollte. Beiden schlug das Herz, und sie sprachen wenig; denn jeder wollte lieber dem andern die Ehre der Erbauung überlassen. Peter aber, der Geheimrath, war sehr getrost, und innerlich lachend, freute er sich schon im Voraus seines Sieges und seines künstlich ausgesonnenen Entwurfs. Denn er hatte ja den Lieblingswidder in dem Stall; und wie hätte Konrad es wagen dürfen, hier die reine Wahrheit zu sagen, wodurch

er sich den Zorn und die hohe Ungnade seines gestrengen Herrn zuziehen mußte, und auf immer sein Brod verlor? So dachte Peter, der heimliche Rath.

Indeß trieb Konrad seine Heerde quer über den Hof und vor den Bischöfen vorbei. Peter schmunzelte: denn er glaubte Schüchternheit und Herzensangst auf Konrads Gesichte zu lesen.

Dießmal sprang kein Widder lustig zum Bischof Heinrich, um sich füttern zu lassen. — „Wo ist denn Harm?“ fragte der Bischof mit bedeutendem Blick. „Den hab' ich verkauft! da ist es heraus! Ehrlich währt doch am längsten! — Das ist mein Wahlspruch, Herr Bischof, wie Ihr wißt, und das soll auch, will's Gott! mein Spruch bleiben.“ Peters Gesicht verlängerte sich merklich. Heinrich aber rief mit finsterem Gesicht und drohender Stimme: „Warum hast du den Harm verkauft, ohne es mir zu sagen? das Zehnfache hätte ich dir bezahlt! weißt du nicht?“ „Hört mich, Herr Bischof!“ sprach Konrad. „Mich hat Lise verführt, wie einst Eva den Adam. Und die Lise hat ein Schelm verführt, wie der böse Feind die Eva. Gibt er mir meinen Harm wieder, so nenn' ich ihn nicht.“ Da drehte sich Peter voll Ingrimm um; denn fort waren die blanken Batzen und die Kappe von Scharlach, und gar auch der Widder, der die Zeche sonst hätte bezahlen müssen. „Lise,“ fuhr Konrad fort, „hatte den Harm verkauft, ohne es mir vorher zu sagen; sonst wäre es nimmer geschehen. Aber so mußte ich ihn wohl hergeben, so sauer es mir auch wurde; denn sonst hätte sie ja gelogen, und ich liebte sie. Sie wird nun mein Weib! — Das ist die reine Wahrheit, Herr Bischof. — Mit mir macht, was Ihr

wollt. Gethan, ist gethan! Aber nur straft die Lise nicht. Ein schwaches Geschöpf ist bald von einer Schlange verführt!«

Bischof Heinrich wollte schmälen. Aber der fremde Bischof sprach mit einem finstern Seitenblick auf Peter, der fortschlich: »Ich habe die Wette verloren.«

Und Heinrich schmälte nicht. Ihn tröstete die Freude der gewonnenen Wette; aber mehr als des Weinfasses, freute er sich seines ehrlichen Konrads; auch fühlte er, was Liebe vermag.

»Ja,« riefen beide Bischöfe: »Ehrlich währt am längsten!« Und Heinrich sagte: »Zum Lohn deiner Ehrlichkeit will ich die Hochzeit ausrichten, und die halbe Heerde soll dein seyn.« »Und,« setzte der fremde Bischof hinzu, »deinen lieben Harm sollst du auch wieder haben, und das Häuschen doch behalten zum Pathengeschenk für das erste Kind.«

Und der Bischof, der die Wette verloren hatte, ließ das große Weinfaß bauen, das sonst so manchen Reisenden nach Grüningen lockte, und das jetzt auf den Spiegelbergen bei Halberstadt liegt.

Bürgertugend.

Der Taglöhner Stiller aus einer hübschen Stadt eines benachbarten Landes, trat in den Gasthof des Fleckens Wallstädt, reichte dem Wirthe einen Brief, und berichtete dabei zusammenhängend und verständig, was er zu bestellen hatte. Der Wirth von Wallstädt, welcher ihn kannte, weil er öfters schon als Bote bei ihm

durchgekommen war, hatte ihm nämlich am vorhergehenden Tage einen Brief nach dem Orte, wohin er gieng, mitgegeben, und war nun recht vergnügt über die vernünftige Ausrichtung seines Auftrags. Er hieß den armen Boten sich setzen, und ein erquickendes Mittagessen erwarten, und fragte nach dem Wege. Stiller beschrieb diesen, und setzte zuletzt hinzu: »das muß wahr seyn, in unserm Lande sind die öffentlichen Straßen besser angelegt, und werden sorgfältiger erhalten, als in diesen Gegenden.«

»Wie so?« fragte der Wirth.

Der junge Mann setzte seine Gründe mit so hellem Blicke auf die Beschaffenheit des Bodens, und so durchaus richtig auseinander, daß auch ein Baumeister mit ihm hätte zufrieden seyn müssen.

Der Wirth. »Hätte ich doch nicht gedacht, daß Ihr vom Straßenbau so viel versteht.«

Stiller. »Viel ist's eben wohl nicht, was ich davon weiß. Aber ich denke, jeder Mensch muß auf das, was sein Vaterland hat, und auf das Gute desselben achten. Man ist, wenn man das kennt, zufriedener, wo man ist, und thut, was man zu thun hat, mehr von Herzen. Thörichte Kinder halten immer das, was Andern gehört, für schöner, als das Ihrige, und darüber genießen sie das nicht recht, was sie besitzen. So sollte es, meine ich, der erwachsene Bürger eines Landes nicht machen. Damit will ich keineswegs verachten, was hier ist. Vielleicht haben Sie manches Andere besser, als wir, und ich glaube, wo es auch sehr gut steht, wird man doch stets etwas verbessern können, und nach und nach wirklich verbessern.«

Der Wirth las jetzt den gebrachten Brief von neuem,

legte ihn mit heiterm Gesichte zusammen, rief in die Küche, daß dem Manne Essen gebracht werde, und drückte ihm einen reichlichen Botenlohn in die Hand.

Stiller empfieng das Geld sehr freudig, und bemerkte bescheiden, daß es für eine so geringe Mühe eigentlich zu viel sey. „Da habe ich," sagte er, „ganz unverhofft einen schönen Nebenerwerb gehabt, und dadurch ist mir mein Gang für unsere Armenanstalt schon vergütet."

Der Wirth. „Wie meint Ihr das? Müßt Ihr den Gang umsonst thun?"

Stiller. „Ich muß gerade nicht; aber ich denke, es ist gut. Sehen Sie, wir haben eine Armenanstalt, die jedem Dürftigen gerade so viel zur Hilfe gibt, als er nicht mehr zu erarbeiten im Stande ist, und durch die der Kranke in seinem Bette, und der Greis, der nicht mehr fort kann, außer zum Grabe, Pflege, Arznei und Erquickung empfängt, daß er sich auch noch freuen mag der Erde Gottes, der die Raben speiset. Da dachte ich nun bei mir: diese Anstalt ist eine gar löbliche Sache, und wer weiß, ob nicht auch einmal deine Wittwe und deine Waisen von ihr Gaben erhalten. So habe ich mich denn entschlossen jährlich ein paar Tage nicht für mich zu arbeiten, sondern was ich verdiene, an die Anstalt zu geben, wenn es auch wenig ist."

Der Wirth. „Ei! warum thut Ihr das? Das verlangt ja wohl keiner von Euch?"

Stiller. „O nein, es hat mir wahrlich noch Niemand etwas abgefordert. Aber wie gesagt, ich denke es ist gut. Eine Biene mag wohl auch nicht viel Wachs und Honig in dem Stocke bereiten; allein wenn jede Biene dächte, was du bringst, wird's nicht

ausmachen, so käme weder Wachs, noch Honig in die Körbe. Darum hat es Gott auch der Biene eingegeben, daß sie thun muß, was nützlich ist. Und der Mensch, der Vernunft hat, und wollen kann, was gut ist, sollte dieß nicht mit schöner Freiheit thun und sich von der gedankenlosen Biene übertreffen lassen? — Darum denke ich, jeder brave Bürger sollte zu allen löblichen Dingen behülflich seyn, wie er es vermag. Gilt doch vor Gott und dem Gewissen ein Pfennig so viel als ein Thaler, wenn man nicht mehr als einen Pfennig zu geben hat. Und viele Pfennige machen doch auch einen Thaler. Ich habe es so berechnet. Glauben Sie, wenn alle Leute meiner Art, jährlich nur einen Tag für die Armenanstalt arbeiten, es könnte dadurch mancher Hungerige gesättiget, manche Thräne getrocknet werden.«

Indeß ward das Essen aufgetragen; Stiller genoß froh und dankbar, und wollte dann seines Weges gehen. Der Wirth, der mit dem Boten wohl zufrieden war, und neben seinem Hauptgewerbe noch einen kleinen Handel trieb, schloß einen Schrank auf, holte ein Päckchen guten Taback heraus, und reichte es dem Manne mit den Worten: »da nehmt, so habt Ihr ihn bei Euch doch nicht!«

Stiller. »Nein, Herr, ich danke, ich danke sehr.«

Der Wirth. »Warum denn? Raucht Ihr nicht?«

Stiller. »Das wohl. Allein wir haben ein Gesetz, das uns verbietet, fremden Taback einzubringen.«

Der Wirth. »Nun, das Päckchen könnt Ihr ja wohl verbergen.«

Stiller. »Das könnte ich leicht. Aber wie ich sage, es ist gegen das Gesetz. Und ich denke, es ist

eines edeln Bürgers unwürdig, etwas verstohlen zu thun, und Unordnung, Unfriede und Unsegen kommt unter das Volk, in welchem es sich viele erlauben, über das Gesetz zu springen, oder sich hinter demselben wegzustehlen. Wenn das nicht so oft geschähe, es müßte anders aussehen in der Welt. Wahrlich, ein Volk, das an den Verfügungen, die die Weisheit machte, mit Kraft und Einem Willen hienge, und unverrückt darüber hielt und sie durchsetzte, müßte, wenn es auch nicht reich und groß wäre, stark und fest und sicher seyn, und die andern Völker müßten Ehrfurcht für dasselbe haben.«

Der Wirth. »O das Päckchen ist ja der Rede nicht werth, da nehmt.«

Stiller. »Nein, Herr. Wenn ich das Recht hätte, das Gesetz zu übertreten, hätte es da nicht jeder? Wie dann? Und welchen Schaden stiftete ich, wenn ich ergriffen würde? Trüg' ich nicht etwas dazu bei, daß das Zutrauen der Obrigkeit zu den Bürgern vermindert würde? Und sollen nicht Vorgesetzte und Untergebene sich auf einander verlassen können, wie auf sich selbst? Sollen nicht die Regierenden, wenn sie ihre Pflicht erfüllen, auf die Regierten wie auf einen Felsen bauen und gewiß seyn können, daß kein Gold und keine Ehre, kein Vortheil und keine Versprechung die Bürger untreu gegen Ordnung, Frieden und allgemeines Wohl machen kann? Wo es noch nicht so steht, da sollte es so werden. Ich meine, es ist mit einem ganzen Lande, wie mit einer Haushaltung. Sehen sie, Herr, ich liebe meine junge Frau, wie mein Leben. Wenn sie an einem heißen Aerndtetage krank läge, den letzten Trunk Bier wollt ich meiner

lechzenden Zunge, den letzten Bissen Brodes meinem Hunger entziehen, und ihr eine Suppe davon kochen. Aber trauen muß ich ihr auch können. Wenn ich erführe, daß sie etwas hinter meinem Rücken zu ihrem Nutzen und zu meinem Schaden triebe, ja, da würde sich mein Herz von ihr abwenden. Auch hat mir einmal ein erfahrner Mann, der die Menschen lange beobachtet hat, gesagt, wenn in einem Hause jeder nur an sich dächte und um seinetwillen den andern betröge, so gieng nicht allein die Wirthschaft rückwärts, sondern es rissen auch allerlei Laster ein, und die Kinder würden gewiß böse Menschen. Der Mann setzte dann noch hinzu: Mit Völkern und Ländern verhält es sich eben so. Darum sollten Obrigkeiten und Unterthanen einander lieben und zu beglücken suchen, wie Bruder und Bruder, Gatten und Gatten, Aeltern und Kinder, und das höchste Zutrauen zu einander haben. Wer aber das Gesetz übertritt, der stört dieß Zutrauen.«

Der Wirth. „So glaubt Ihr wohl gar, daß Ihr jedem Gesetze gehorchen müsset?«

Stiller. „Ich weiß nicht, Herr, ob ich Sie recht verstehe. Wenn mir das Gesetz etwas Unmögliches befiehle, so könnte ich's nicht erfüllen, und wenn es mir etwas geböte, was Sünde ist, so dürfte ich's nicht befolgen, weil man Gott mehr gehorchen soll, als den Menschen. Aber von solchen Gesetzen habe ich noch nicht gehört.«

Der Wirth. „Kann denn aber ein Gesetz nicht drückend für die Leute seyn?«

Stiller. „Manchmal scheint es auch nur so. Da fällt mir folgendes ein: Als wir den schönen Frieden wieder bekamen, und gewiß die meisten in der

Stadt, wie ich, den Gott des Friedens in Demuth des Herzens für seine herrliche Gabe auf den Knieen gedankt hatten, arbeitete ich bei einem Manne, der im Kriege aufgekauft und gehandelt, und viel erworben hatte. Ich mag es nicht sagen, wie der Mann den Frieden lästerte und verwünschte. Ich dachte, es sey Sünde, den Unverstand nur mit anzuhören, und gieng weg. Nun meine ich, manche Gesetze, die für die meisten nützlich sind, können doch einigen unangenehm seyn. Die müssen sich denn aber drein geben, wenn sie nicht seyn wollen, wie der eigennützige Mann, von dem ich eben sagte. Sollte indeß ja einmal Etwas gegen die Absicht der Obrigkeit für die meisten, oder für alle drückend werden, so habe ich das gute Zutrauen, wovon ich sprach, daß sie dann ein Einsehen haben und dem Uebel abhelfen werden.«

Der Wirth. »Wenn sie das aber nicht thäte, wenn sie unweise und hart wäre?«

Stiller. »Nun, dann würde ich denken: wenn Andere ungerecht sind, so darf ich nicht auch Unrecht thun. Ich würde denken, es lebt über uns Allen ein Gott, der nicht will, daß Einer seiner Menschen, und wenn es der Kleinste wäre, gedrängt oder geplagt werde; der nicht will, daß der Arme in der Hütte, der sein Brod im Schweiße seines Angesichts ißt, dieß Brod auch mit Thränen des Kummers befeuchte; der aber auch nicht will, daß irgend einer die Ordnung und Ruhe und das schöne verständige Zusammenseyn der Menschen störe. Ich würde an meine Brust schlagen, gen Himmel schau'n und zu mir selbst sprechen: Traue auf den, unter welchem die Könige und Fürsten sowohl, als die Knechte und Taglöhner stehen; traue auf den,

der gerecht richtet, und hoffe auf ein künftiges Leben. So würde ich dann denken. Gott Lob, daß ich nicht nöthig habe, mich so zu trösten, und mit meinem Lande und mit meiner Obrigkeit zufrieden seyn kann. Aber die Zeit geht hin, ich hab' noch vier Stunden zu wandern. Leben Sie wohl, recht wohl!«

Jetzt trat ein ältlicher, sehr reicher Gutsbesitzer, der am Ende der Stube gesessen und dem Scheine nach eifrig in einem Zeitungsblatte gelesen, aber alles von Wort zu Wort gehört hatte, herzu, und sprach: »Halt, junger Mann, es freuet mich, daß Ihr mein Landsmann seyd; ich wohne ein paar Meilen hinter Eurer Stadt. Ihr seyd arm, wie ich höre; hättet Ihr nicht Lust, Euch vorwärts zu bringen?«

Stiller. »Ob ich Lust hätte? O ja, von Herzen. An mir soll's nicht fehlen. Sehen Sie, wir wohnen noch zur Miethe; aber seitdem ich mein Weib habe, sparen wir, um uns ein Hüttchen zu kaufen, und ich denke, wenn ich gesund bleibe, soll's in einigen Jahren möglich werden. Das Seinige zu erhalten, zu bessern und zu vermehren, rüstig zur Arbeit, wach und anstellig im Geiste, fein früh heraus und spät munter zu seyn, sich für das Alter ein warmes Kissen zu bereiten, und den Kindern ein weiches volles Plätzchen zu lassen, wo man selbst nur eine harte leere Stätte fand, das wehren weder Gott, noch Menschen.«

Der Alte. »Recht so! Könnt Ihr lesen und schreiben?«

Stiller. »Das wollt' ich meinen, ja.«

Der Alte. »Und rechnen.«

Stiller. »Was man so im Hause gebraucht,

mehr freilich nicht Wenn mich einer anwiese, lernen wollte ich's wohl.«

Der Alte. »Dazu könnte Rath werden. Hört; ich habe unter andern ein kleines Gütchen, das ich nicht oft bereise. Da brauche ich einen verständigen und rechtschaffenen Mann zur Aufsicht. Das seyd Ihr. Wie wär's, wenn ich Euch auf meine Kosten in allem Nöthigen unterrichten ließe, und Euch in einem halben Jahre gegen die Zeit der Aernte auf den Hof setzte? Ihr hättet da mit Eurer Frau eine hübsche Wohnung; Ihr sollt nicht über mich zu klagen haben, und vielleicht könntet Ihr künftig einmal selbst etwas unternehmen.«

Der junge Mann zitterte und weinte vor Freuden. Der Alte besprach Alles freundlich mit ihm, bis ihm sein Kutscher meldete, daß angespannt sey, und mit welcher Wonne Stiller nach seiner Heimath und zu seinem Weibe eilte, vermag ich nicht zu beschreiben. Nicht sehr lange hatte er treu und trefflich das Gütchen verwaltet, als es ihm der reiche Greis, der sein Alter geschäftefreier machen wollte, in Pacht überließ. Segen folgte Stillern auf dem Fuße nach; seine Einsichten wuchsen, weil er geiziger nach Kenntnissen war, als der Geizigste nach Geld, seine Scheuern füllten sich, seine Heerden gediehen, und seine Kasten wurden schwerer.

Es ist nun zwanzig Jahre her, als er die Unterredung mit dem Wirthe von Wallstädt hielt. Jetzt ist er ein begüterter Amtmann, und noch so rechtschaffen, wie er als Bote war. Für kein Rittergut würde er niedrig schmeicheln, und für keine Krone einem Unrecht thun.

Aennchen von Wasserburg.

Aennchen war die Tochter eines Taglöhners in Wasserburg. Ihr Vater war ein starker und rüstiger Mann, der gern und tüchtig arbeitete, und nie klagte, wenn es ihm auch noch so sauer wurde; er war schon zufrieden, wenn es nur Arbeit gab, und er Brod hatte für sich und die Seinigen. Bei einem Hausbau aber, als er eine Last nach dem dritten Stockwerke schaffte, brach die Leiter unter ihm, er stürzte herab, seine Last fiel ihm nach auf die Brust; er brach das rechte Bein, und die linke Hüfte fiel er sich aus. Seine Frau saß eben vor der Hausthür mit einem Säugling an der Brust; und da sie den verunglückten Mann mehr todt als lebendig im Backtroge getragen brachten, wandelte ihr der Schrecken die Milch in Gift um; das Kind starb am folgenden Morgen unter heftigen Zuckungen, und die Mutter selbst folgte ihm binnen wenigen Tagen nach. Da war nun Niemand, der für den Kranken sorgen konnte, als das vierzehnjährige Aennchen. Die that aber das Ihrige redlich Tag und Nacht, und so lieb so einem Kinde der Schlaf ist, begnügte sie sich doch mit wenigen Stunden, um nur immer bei ihrem Vater zu seyn. Sie betete mit ihm, wenn er es verlangte, spann dann die halbe Nacht, und wann der Morgen dämmerte, war sie schon wieder bei der Hand. Nach fünf langen Monaten war der Kranke genesen; das heißt, er konnte sich mühsam auf zwei Krücken von einem Orte zum Andern schleppen, und statt im Bette zu liegen, an der Hausthür sitzen; mit der Arbeit aber

war es vorbei. Da war nun der arme Mann fast schlimmer daran, als während er darnieder lag. Denn vorher schickten ihm mitleidige Menschen Speise und Trank in's Haus; Mancher auch Geld; da aber Alles sein Ziel hat, und auch das Mitleiden, kam immer weniger und weniger Hilfe an, weil man meinte, er sei nun wieder hergestellt. Aber, wie gesagt, der arme Franz war so kraftlos geworden, daß er zu keiner Arbeit mehr taugte, als höchstens Körbe zu flechten. Das that er denn auch. Es gab aber in Wasserburg und der Gegend umher, der Korbmacher viele, und die meisten förderten mehr, als er, wie emsig er auch dabei sitzen mochte. Aennchen aber spann Tag und Nacht, und wenn sie etwas fertig hatte, suchte sie es zu verkaufen; gar manchmal brachte sie ihre und ihres Vaters Arbeit nach Hause zurück, ohne einen Käufer gefunden zu haben. Da ging denn das arme Kind hungerig zu Bette, zufrieden, wenn nur der Vater Etwas hatte, und nichts von der Noth merkte, die sie selbst litt.

Als sie sich so eines Tages abgemüht hatte, um von den vorräthigen Körben zu verkaufen, sagte sie zu ihrem Vater: „Unser Handel will nicht recht fort; alle Leute sind versorgt, und ich darf nicht zu oft in ein Haus kommen und zudringlich seyn; sie könnten uns böse werden. Da ist mir aber auf dem Wege ein Gedanken gekommen. Als ich über die Brücke gieng, kamen zwei Männer gegangen, von jeder Seite einer. Da sagte der Eine: Gott grüß dich, Nepomuk; wo hast du so lange gesteckt! Wo werd' ich gesteckt haben? sagte der Andere; in München war ich auf der Dult; hab' Salz hingefahren. Da war'n Leben!

mehr Käufer als Verkäufer; und war doch noch nicht 'nmal recht angegangen. Wie ich nun die Männer so sprechen hörte, war es eben, als sagte Jemand zu mir: Geh' nach München zur Dult! Was meint Ihr, Vater, wär' es nicht gut?«

»Du gutes Kind,« sagte der Vater, und ein schmerzhaftes Lächeln fuhr ihm über das bleiche Gesicht; »wie sollten wir mit unserer Waare nach München kommen? Vierzehn Stunden Wegs! Und wenn wir nun dort wären, wo sollten wir nun hin? Es ist ein thörichter Gedanke.«

Aennchen schwieg; aber bei sich sagte sie: »es läßt sich doch vielleicht machen.« Dann fuhr sie laut fort: »Wollt Ihr nicht mit mir in die Vesper gehen, Vater?«

»Ich thät's gern,« antwortete der Vater; »aber ich muß mir erst eine neue Krücke schneiden. Geh' diesesmal allein hin, Kind, und bete ein Vaterunser für mich. Wollte Gott, du knietest an meinem Grabe, und es wäre mit allem dem Elend aus.«

Bekümmert und mit nassen Augen gieng Aennchen in die Kirche, knieete nieder und betete. Sie betete lange und andächtig für ihren Vater, und daß ihr doch Gott einen Weg zeigen möchte, ihm aus der Noth zu helfen. Die Kirche war leer, als sie aufstand, um fortzugehen. Beim Heraustreten, auf dem Rasenplatze vor der Kirche, stieß sie mit dem Fuße an etwas, und ein rothes Schnürchen mit Gold durchwirkt sah aus dem Grase hervor, und das Schnürchen gehörte zu einem grünen seidenen Beutelchen, das über und über mit goldenen Blümchen gestickt war. »Ei, wie schön!« sagte Aennchen und wog das Beutelchen auf der Hand, und als sie es öffnete, war

ein goldener, von einander gebrochener Ring darin, an dem Juwelen von mannichfaltigen Farben blitzten, und ein halbes Dutzend blanke Goldstücke. Sie betrachtete alles mit Bewunderung und Lust; denn noch nie hatte sie etwas so schönes und so vieles Geld gesehen; dann dachte sie: „damit wäre uns auf lange Zeit geholfen. Wenn ich es doch behalten dürfte! Aber ich darf nicht; es wäre Unrecht.“ Und dabei steckte sie den Ring wieder in das Beutelchen, und zählte die Goldstücke eines nach dem andern wieder hinein, und als sie die Schnüre zuzog, sagte sie mit einem Seufzer: „Was fang' ich nun damit an? Wo find' ich den Eigenthümer heraus?“ — Indem sie so dachte, und keinen Entschluß fassen konnte, kam der Pfarrer vorüber, und redete sie an: „Warum stehst du so tiefsinnig da, Kind? Und was hast du da in der Hand?“ „Ich habe das hier eben gefunden, ehrwürdiger Herr,“ sagte Aennchen, „und weiß nicht, wie ich es dem rechten Eigenthümer in die Hände bringen soll.“ „Es muß einem Fremden gehören,“ sagte der Pfarrer, der den Inhalt auch mit Bewunderung betrachtet hatte. „Geh' damit in den Adler; da kehren die meisten vornehmen Herrschaften ein; oder wenn da nicht, in den Hahn. Findest du es auch da nicht aus, so mußt du es auf dem Stadthause anzeigen. Laß dich aber nicht gelüsten,“ setzte der alte Mann mit aufgehobenem Finger hinzu, „etwas davon für dich zu behalten; es wäre eine große Sünde.“

Aennchen küßte dem Pfarrer die Hand, wie es in Bayern Sitte ist, und machte sich schnell auf den Weg. Sie frug im Adler nach, dann im Hahn; überall umsonst; nirgends waren Fremde eingekehrt,

denen ein solches Kleinod gehören konnte. »Also auf das Stadthaus,« dachte sie. Auf dem Wege dahin, kam sie nun wieder bei der Kirche vorbei. Da war es jetzt lebendig geworden. Mehrere Leute giengen auf dem Platze mit Laternen umher, denn die Nacht war angebrochen, und unter ihnen vornemlich ein Mädchen, das nicht aus dem Orte war, sich aber am meisten geschäftig bewies. »Sie suchen wohl etwas?« sagte Aennchen, als sie nahe genug gekommen war. »Ja wohl,« antwortete die Fremde; »es ist hier ein seidenes Beutelchen verloren worden; hilf uns auch mit suchen; wer es findet, bekömmt etwas dafür.« »Es ist schon gefunden,« sagte Aennchen; »und seit einer Stunde geh' ich umher, um Nachfrage zu halten,« und bei diesen Worten zeigte sie den gefundenen Schatz auf der flachen Hand hin. Da war nun große Freude, und die fremde Jungfer faßte Aennchen sogleich bei der Hand, und führte sie zu ihrer Herrschaft, die auf der Reise von dem Wildbad Gastein bei einer Freundin eingekehrt war. »Hier, gnädige Frau,« sagte das Mädchen beim Eintreten in das Zimmer, »hier ist der verlorne Schatz, und noch ein anderer Schatz nebenbei, die ehrliche Finderin.«

Aennchen war ein sehr hübsches Mädchen; schlank von Wuchs, und größer als ihre fünfzehn Jahre erwarten ließen, so daß sie sich schon von fern in ihrer ärmlichen Kleidung doch sehr gut ausnahm. Wenn man ihr aber in das offene Gesicht sah, aus dem einem die gutmüthigste Ehrlichkeit entgegen leuchtete, so wie sich in den klaren schwarzen Augen ein Herz spiegelte, worin kein Falsch war, da war es unmöglich, ihr nicht gut zu seyn. Es war also kein Wun-

der, daß sie der fremden Dame wohlgefiel, die sie über Alles ausfragte: wie sie das Beutelchen gefunden und wo sie es umhergetragen habe; auch nach ihren Aeltern frug sie und ihrem ganzen Hausstande. Da sie nun hörte, wie groß das Elend von Aennchens Vater wäre, und daß sie gern mit ihrer Waare nach München zur Dult möchte, es aber nicht anzufangen wüßte; da kamen der Dame die Thränen in die Augen, und sie schenkte Aennchen ein Goldstück, das mehr als eilf Gulden werth war, und noch etwas Silbergeld obendrein. „Ich möchte dich wohl selbst mitnehmen," sagte sie, „wenn du auf dem Bocke fahren kannst; aber deine Waare." — „Und mein Vater," fiel Aennchen ein, der die Freude über so viel Güte eine Röthe auf die Wangen trieb, die sie noch schöner machte; „er braucht mich zu nothwendig, als daß ich ihn nur auf eine Woche verlassen könnte." „Da hast du recht, mein gutes Kind," sagte die Dame; „wenn du aber nach München kommst, so frage in der Prannerstraße nach mir." Und zugleich schrieb sie ihren Namen auf eine Karte, und die Nummer ihres Hauses. Aennchen, die über alles das außer sich war, küßte der Dame die Hand, und dankte ihr mehr mit Thränen als mit Worten, und dann eilte sie nach Hause, um dem Vater Alles wieder zu erzählen. Dieser war über ihr langes Ausbleiben in große Sorge gerathen; als sie aber mit strahlendem Angesichte vor ihn trat, und kaum Worte finden konnte, um ihr Glück zu beschreiben, und das Geld vorzeigte, da war die Freude desto größer, und er zog die Mütze ab, und betete still in sich hinein. „Nun, Vater," sagte Aennchen, „da uns Gott so weit geholfen hat, können

wir auch wohl mit den Körben zur Dult fahren. Laßt mich nur gleich morgen Nachfrage halten, ob nicht ein Fuhrmann hinauffährt, der Euch und Eure Waare mitnehmen kann. Ich gehe die vierzehn Stunden schon zu Fuße nebenher.

Der Vater war jetzt alles zufrieden. Aennchen, der die Freude keine Ruhe ließ, brachte gleich am folgenden Morgen die Sache in Richtigkeit, glückliche Umstände kamen ihr auch hier zu Statten, und nach wenigen Tagen saß sie iu München mit ihren Körben auf dem Markte, und ihr Vater neben ihr. Das Wetter war herrlich, und die Dult von nah und fern zahlreich besucht. Wenn nun die Vorübergehenden sie bei dem Handel emsig stricken sahen, und wie der arme krüppelhafte Vater eben so emsig Körbe flocht, blieb Mancher stehen, und sah dem hübschen Mädchen mit Wohlgefallen in das offene Gesicht, und wenn sie ihn mit ihrer freundlichen Stimme zum Kaufe einlud, kaufte er, auch wohl ohne die Waare eben nöthig zu haben. Bald war überall von der hübschen Korbmacherin aus Wasserburg die Rede, und viele feine junge Männer traten zu ihr, und scherzten mit ihr, und sie gab auf Alles kluge und bescheidene Antworten, so daß sich der Kreis von Tag zu Tag um sie her erweiterte, und nun nicht mehr blos von der hübschen, sondern von der klugen Korbhändlerin die Rede war. Mehr als Einer kaufte dann aus Wohlgefallen an ihr, Mancher aus Mitleiden mit dem lahmen Vater, nur zum Scheine, zahlte das Geld, und ließ die Waare nicht abholen, so daß sie binnen acht Tagen Alles verkauft und viel mehr eingenommen hatte, als sie hoffen konnte.

Nachdem nun das Geschäft beendigt, die Rückkehr beschlossen und eine Fuhre für den Vater gefunden war, begab sich Aennchen nach dem Hause ihrer Wohlthäterin, um ihr noch einmal zu danken, und zu erzählen, wie glücklich sie durch ihr Geschenk geworden sey. Als sie aber mit ihren frohen Gedanken durch das Marthor in die Prannerstraße trat, sah sie vor dem Hause viele Menschen versammelt, und Priester und Chorknaben mit brennenden Kerzen, die sich zu einem Zuge ordneten, und dann einen Sarg, der aus dem Hause schwankte und unter großer Begleitung die Straße hinab getragen ward. Aennchens Schrecken war groß, denn sie glaubte, es wäre ihre Wohlthäterin selbst, die sie zu Grabe trügen; es war aber ihre Tochter, die an den Pocken gestorben war; und die jüngere Tochter lag an derselben Krankheit darnieder, und die Mutter war krank aus Gram. Da Aennchen dieß hörte, kehrte sie in tiefer Betrübniß um, denn unter solchen Umständen dünkte es ihr nicht schicklich zu der Dame zu gehen; dann aber besann sie sich eines Andern, und folgte dem Leichenzuge in die Kirche. „Wenn ich ihr auch nicht danken kann,“ dachte sie, „so kann ich doch für sie beten. Das ist auch Dank.“ Beim Herausgehen aus der Kirche aber traf sie auf das Stubenmädchen, das sie zuerst zu der Dame gebracht hatte, und hörte Alles ausführlich von ihr, und sagte ihr auch ihren eigenen Wunsch und ihre Bedenklichkeit. „Laß das gut seyn,“ sagte das Mädchen. „Meine gnädige Frau hat schon mehr als einmal nach dir gefragt, und sich gewundert, daß du deine Zusage nicht erfülltest. Du kannst mir glauben, es wird ihr eine Freude seyn, dich zu sehen.“

Und so war es auch. Als Aennchen aber zu ihr trat, und sie in der tiefen Trauer und leichenblaß sah, brach sie in Thränen aus, kniete an ihrem Bette nieder, und faßte ihre Hand. Auch die Kranke weinte. Nachdem sie hierauf aus dem Munde des dankbaren Mädchens Alles vernommen hatte, und daß sie im Begriff sey, nach ihrer Heimath zurückzukehren, schenkte sie ihr, so viel sie zur Reise brauchte, und noch mehr, und mancherlei Kleidungsstücke obendrein; und setzte dann hinzu: „Bitte Gott für meine kranke Tochter, daß ich nicht auch diese verliere. Du bist ein so gutes Kind; dein Gebet wird gewiß nicht unerhört bleiben.“

Aennchen gieng nun betrübt zugleich und vergnügt nach Hause; denn die Traurigkeit der kranken Dame gieng ihr durch's Herz; aber die erhaltenen Geschenke machten sie froh, und sie dachte an die Freude, die ihr Vater haben würde. Ehe sie ihm aber ihr neues Glück erzählte, trat sie beim Vorübergehen noch einmal in die Kirche ein, um Gott für all das Gute zu danken, das er ihr erzeigte, und betete auch recht andächtig für ihre Wohlthäterin, wie ihr diese befohlen hatte. So that sie auch am folgenden Tage früh und Abends; aber als sie nach Hause kam, und sich zur Abreise für den andern Morgen anschickte, überfiel sie eine große Müdigkeit, so daß sie sich kaum noch aufrecht erhalten konnte, und doch konnte sie nicht schlafen, als sie sich niederlegte. Sie war krank. Ein heftiges Fieber brach aus, und nach einigen Tagen zeigten sich Blattern. Das war ein trauriger Zustand. Die Leute, bei denen sie im Hause war, wollten sie nicht bei sich dulden, denn sie hatten selbst Kinder, und fürchteten die Ansteckung. Sie selbst ängstigte sich die-

ſerhalb, und ließ es gern geſchehen, daß ſie in ein anderes Haus in die Vorſtadt gebracht wurde, wo ſie aber eben auch nur ein Obdach hatte, denn die Leute waren arm, und ohne Theilnahme, und ihr hilfloſer Vater konnte nur wenig für ſie thun. Vier Wochen lag ſie ſo zwiſchen Leben und Tod; und als ſie vom Bette aufſtand, war ſie ſo hinfällig und ſchwach, daß ſie noch lange an ihrem Wiedergeneſen zweifelte. Endlich ſiegte die Natur. Die Kräfte kehrten zurück, aber ihre kleine Habe, die ihr ein großer Reichthum geſchienen hatte, war während der Krankheit faſt ganz aufgezehrt.

Sechs volle Wochen waren verſtrichen, als ſie an einem heitern und ſonnigen Herbſttage zum erſtenmale die Stube verließ, um mit ihrem Vater in die Kirche zu gehen. In dem erquickenden Gefühle der wiederkehrenden Kraft freute ſie ſich der lang entbehrten friſchen Luft und des warmen Sonnenſcheines, ſo daß ſie faſt ihren Kummer vergaß, denn ſo oft ſie an die Rückreiſe und an ihre Armuth dachte, und was es nun werden ſollte, wenn ſie ſo mit leeren Händen nach Hauſe kämen, ſank ihr der Muth, und ſie konnte ihres Jammers kaum Herr werden. Während ſie nun ſo nach dem Gottesdienſte langſam neben ihrem Vater die Straße hinabſchlich, und viele Leute, die auch in der Meſſe geweſen waren, achtlos an ihr vorüber giengen, machte es ſie recht bang zu denken, daß ſie in der großen Menge ſo gar Niemanden kenne, und je mehr des Volkes war, deſto verlaſſener kam ſie ſich vor. Aber ſie war nicht ſo verlaſſen, wie ſie meinte, denn unter den Leuten, die nach ihr kamen, war das Mädchen ihrer Wohlthäterin. Da nun dieſe den armen lahmen

Vater erblickte, der sich auf seinen beiden Krücken so elend fortschleppte, blieb sie stehen, um ihm ein Almosen zu geben; und während sie ihr Beutelchen öffnete, erkannte Aennchen ihre Freundin, grüßte sie und redete sie an. Jene aber war fast verwundert, denn nimmermehr hätte sie an Aennchen gedacht, da sie meinte, sie müsse längst wieder in Wasserburg seyn; und überdieß war das Gesicht des armen Kindes noch etwas geschwollen und hie und da mit rothen Flecken gezeichnet. Als sie aber mit ihrer freundlichen Stimme sagte: Grüß Sie Gott Jungfer Marianne! erkannte sie augenblicklich ihren Schützling, schlug die Hände zusammen, und sagte: um aller Heiligen willen, Nannerle! wie kommst du wieder hieher? Oder du bist wohl gar nicht weg gewesen, und die Blattern hast du auch gehabt!

Nach dieser ersten Begrüßung gieng nun von beiden Seiten das Erzählen an, und Aennchen hörte zu nicht geringer Freude, daß das kranke Fräulein genesen, und die Mutter durch die Freude darüber mehr als durch die Arzneien geheilt worden sey. Wenn sie aber hört, sagte Marianne, daß du so krank gewesen bist, wird sie gewiß auf dich zürnen, daß du ihr nichts davon hast wissen lassen, denn sie hat dich lieb, wie ihr eigen Kind, und mehr als einmal hat sie von dir mit rechter Liebe gesprochen. Und jetzt wird sie dir gewiß noch einmal helfen, das darfst du glauben.

Das war ein guter Trost in der Noth; es kam aber besser, als sie gedacht hatte. Als Frau von Lassolai, so hieß die Dame, die Sache von Marianne hörte, und bei sich bedachte, daß Aennchen die Krankheit hier in ihrem Hause geholt habe, gieng sie mit sich zu Rathe, wie sie am besten für das Kind sorgen

möchte. Mit einem Geschenk ist ihr immer nur auf kurze Zeit geholfen, und die Sorge für den gebrechlichen Vater lastet zu hart auf ihr. Ich muß suchen den armen Mann unterzubringen; für das Mädchen ist dann leicht gesorgt. Sie ist ehrlich, klug und rüstig; in einer Wirthschaft kann sie gut gebraucht werden. Gut! der Vater soll einen Platz im Hospital bekommen, und Aennchen geb' ich auf das Vorwerk nach Schönfelden. Der Verwalter und seine Frau sind brave Leute. Da wird sie gut aufgehoben seyn.

So geschah es denn auch. In wenigen Tagen war Alles in Ordnung gebracht. Der arme Franz kam in das Hospital, wo er nach wie vor Körbe flocht, übrigens aber ein sorgenfreies Leben führte; Aennchen trat in Dienste auf dem Vorwerke. Schwerlich hat es damals in München irgend eine Seele gegeben, die vergnügter als Aennchen war. Ihr Vater war versorgt; sie selbst war an Arbeit gewöhnt; die Leute, bei denen sie diente, waren freundlich gegen sie; es war ihr eben, als geb' es auf der Welt nichts mehr, was sie wünschen könnte. Wenn sie die Woche über gearbeitet hatte, bald im Hause und in der Küche, bald im Garten und auf dem Felde, gieng sie Sonntags in die Kirche; sprach im Hospital bei ihrem Vater ein, besuchte wohl auch im Vorbeigehen Jungfer Mariannen, ihre Freundin, die sie dann gemeiniglich zu ihrer Herrin brachte. So vergieng der Herbst; der Winter war auch verflossen, und die Erde wieder grün und die Kirschbäume weiß; da trug sich etwas zu, was Niemand vorher hätte denken können, was aber das Glück des guten Aennchens auf seinen Gipfel brachte.

Wenige Tage vorher, ehe Aennchen auf das Vor-

werk zog, war dem Verwalter, Meister Martin, seine einzige Tochter im Kindbette gestorben. Das Kind, das sie hinterließ, nahmen die Großältern zu sich und zogen es auf, und da die Mutter von ihnen genommen war, war es ihr einziger Trost. Der Vater des Kindes aber wohnte in Haidhausen, was nahe bei Schönfelden liegt, auf einem Gute, das er von einem reichen Pathen geerbt hatte; und wenn es immer die Zeit erlaubte, kam er herab zu den Schwiegerältern, um sein Kind zu sehen. Dann nahm er das kleine, blasse, blauäugige Mädchen auf den Arm, und herzte und küßte es, und benetzte ihm die Wangen mit seinen Thränen, denn er hatte seine Frau sehr geliebt, und wenn das Kind ihn anlächelte, mußte er immer an die Mutter denken, wie sie ihm auf ihrem Todtenbette zum letztenmale die Hand gereicht, und ihn mit eben solchen Augen und ohne ein Wort zu sagen angesehen hatte, Gewöhnlich gab er dann das Kind mit abgewendetem Gesichte weg, und gieng ohne Abschied fort, um sich draußen auf dem Heimwege recht auszuweinen. Denn sein Schmerz war tief und dem Troste unzugänglich, so daß es Alle dauern mußte, die den sonst so heitern und blühenden Mann sahen, wie blaß er war, und wie in sich gekehrt, und wie gleichgültig gegen Alles, was andere Menschen freute, und vormals auch ihm Freude gemacht hatte. Wie er nun fast mit Niemanden sprach, so auch mit Aennchen nicht, ob er sie gleich fast bei jedem Besuche sah, und meist das Kind von ihren Armen nahm. Denn dieses hatte sich gleich von dem ersten Tage an an sie gewöhnt; sie trug es umher, wenn es wachte, schläferte es ein und sang ihm vor. Sie hätte es nicht mehr lieben

und nicht besser pflegen können, wenn es ihr eigenes Kind gewesen wäre. Der Vater sah dieß mit Wohlgefallen, und hörte auch von den Schwiegerältern Aennchens Lob; aber außer einem freundlichen Gruße hörte sie selten ein Wort von ihm. Daher meinte sie wohl manchmal, sie mißfalle ihm; aber ihre Sorge für sein Kind minderte sich darum nicht, denn sie liebte es nun einmal, und wenn es nur gesund war, und still, und gern bei ihr blieb, war es ihr genug, und sie verlangte kein anderes Lob und keinen andern Lohn.

Nun war es, wie gesagt, Frühling geworden; die Bäume blühten; Primeln und Tulpen schlossen der warmen Sonne ihre bunten Kelche auf, und die Lerchen sangen von dem klaren Himmel herab; da fand sich ein Freier ein, der um Aennchen warb. Dieß war ein junger wohlgestalteter Mann von munterm Wesen, der einzige Sohn wohlhabender Aeltern nnd schon jetzt in guten Umständen; dabei heftig verliebt in Aennchen, die seit ihrer Krankheit noch größer und schöner geworden war. Schon lange war er ihr nachgegangen, und hatte sie auf der Straße angeredet; aber sie wich ihm aus, denn seine Reden gefielen ihr nicht immer, und sein Scherzen war mehr ausgelassen als heiter. Jetzt ließ er nun durch einen Freund förmlich anhalten. Der Antrag war auf alle Weise lockend; manches andere Mädchen hätte zugegriffen; Aennchen aber that Widerstand, und nicht ohne Grund. Derselbe junge Mann war vor noch nicht langer Zeit mit einem andern Mädchen versprochen gewesen; von der Zeit an aber, wo er Aennchen auf der Dult bei ihrem Handel gesehen hatte, war ihm jene gleichgültig geworden, und er hatte mit ihr aus nichtigen Grün-

den gebrochen. Aennchen wußte dieß. Könnt' es mir nicht eben so gehen? dachte sie. Er liebt nur mit den Augen, nicht mit dem Herzen, und eh' ich mein Schicksal an einen so wankelmüthigen Mann knüpfe, will ich lieber bis an mein Ende arm seyn und dienen. Gott hat bis jetzt herrlich für mich gesorgt; er wird auch künftig seine Hand nicht von mir abziehen. Und wie könnt' ich nur das Kind verlassen, das so an mir hängt? Ich könnt' es nicht über das Herz bringen.

An demselben Tage nun, wo sie dem reichen Freier ihren Entschluß hatte kund geben lassen, gieng sie mit dem Kinde auf dem Arme in den Garten, und ihr Herz war leichter, da sie das entscheidende Wort ausgesprochen und den lästigen Freier entfernt hatte. Indem sie nun mit dem Kinde spielte und ihm Blumen in die kleinen Hände gab, und es oft mit noch größerer Innigkeit als sonst an sich drückte, weil sie sich freute, immer mit ihm zusammen zu bleiben, sah sie, wie aus dem Nachbarhofe ein Trupp welsche Hühner mit ihren Jungen durch den Zaun in den Garten brach, und die jungen Kohlpflanzen niedertrat. Schnell setzte sie das Kind mit den Blumen in das Gras, band ihr Vortuch los, und fing an die ungebetenen Gäste zurück zu treiben. Das gieng aber nicht so leicht, denn die Hühner begannen auf einmal gar wunderlich zu schreien und durcheinander zu laufen, als ob sie von etwas Ungewöhnlichem geängstiget würden. Die Ursache kam auch bald an den Tag. Denn indem sich Aennchen mit den Thieren plagte, hörte sie hinter sich ein gewaltiges Rauschen in der Luft, und als sie sich umsah, erblickte sie einen Adler, welcher mit der Schnelle eines Pfeils gerade auf das Kind

herabstieß. In diesem Augenblicke zerstiebten die Hühner nach allen Seiten hin; Aennchen aber, außer sich vor Schrecken, sprang zurück, warf dem Raubthiere, das beide Flügel weithin über das schreiende Kind ausbreitete, ihr Vortuch über den Kopf, packte es mit beiden Händen am Hals und hielt es fest, wie gewaltig es auch mit den Flügeln und den Fängen arbeitete. Indem sie nun zugleich, so laut sie konnte, um Hilfe schrie, kam der alte Martin mit einem Knechte aus dem Hause herbei, und sah mit Erstaunen den wunderlichen Kampf, von dem er erst gar nicht wußte, was er denken sollte. Als sie nun aber sahen, daß Aennchen ein großes Thier würgte, und es nur mit Mühe festhielt, und das Blut ihr an den Armen herablief — denn der Adler hatte sie mit den scharfen Klauen verwundet — lief der Knecht nach einem Beile, Meister Martin aber kam Aennchen zu Hilfe, umwickelte das Unthier noch fester mit dem Tuche, und band ihm die Fittige und Fänge so fest mit Stricken zusammen, daß es keinen Schaden mehr thun konnte. Indeß war die Großmutter auch herzugekommen, die fast in Ohnmacht fiel, als sie das schreiende Kind zwar auf Aennchens Armen, aber über und über mit Blut bedeckt sah; als sie aber gewahr wurde, daß dem Kinde kein Leid geschehen war, einen leichten Riß am Aermchen ausgenommen, und als sie die ganze Geschichte aus Aennchens Munde vernahm, und diese selbst verwundet sah, hatte ihr Erstaunen kein Ende; und sie verband Aennchens Wunden, und fiel ihr einmal über das andere um den Hals. Meister Martin aber mußte erst mit dem Adler fertig werden, und nachdem er diesen in einen Käfig gesperrt hatte — denn tödten wollt'

er ihn nicht lassen — ließ er sich auch Alles ausführlich erzählen, und konnte dann nicht aufhören, Aennchens Muth und Stärke zu loben. Diese aber hatte auf nichts Gedanken, als auf das Kind, das sich gleich darauf an sie legte und einschlief. Aennchen aber war es, als müsse sie es jetzt noch lieber haben, als vorher, weil sie ihm das Leben gerettet hatte.

Diese seltsame Geschichte gieng schnell von Mund zu Mund, und eh' eine Stunde verging, war sie mit mancherlei Verunstaltungen auch in Haidhausen angekommen. Die Einen sagten, ein Kind sey von einem ungeheuern Geier, wie sie am Königssee auf den höchsten Alpen horsten, durch die Luft entführt worden; die Andern, ein Raubvogel habe es auf eine jämmerliche Weise zerfleischt und halb aufgezehrt; noch Andere, die sich am wenigsten von der Wahrheit entfernten, die Wärterin habe den Adler gefangen, aber erst nachdem er das Kind getödtet gehabt. In dieser Gestalt kam das Gerücht zu den Ohren des Vaters. Dieser zweifelte keinen Augenblick, daß von seinem Kinde die Rede sey, und eilte mit ungemessener Hast zu dem Hause der Schwiegerältern. Athemlos trat er in den Hof und das erste, was ihm in die Augen fiel, war Aennchen mit verbundenen Armen, noch blaß von dem gehabten Schrecken, aber mit hellen Blicken, wie vor Freude strahlend. „Wo ist mein Kind?“ rief er ihr zu, „was ist aus meinem Kinde geworden?“ — „Es schläft,“ antwortete Aennchen, über die Hast des Mannes bestürzt. — „Es schläft? und wo? wo?“ — Und so stürzte er in das Haus, nach der Wiege des Kindes hin. Das Kind lag ruhig in süßem Schlummer. Bei diesem Anblicke war seine Freude nicht min=

der groß, als vorhin sein Schrecken, und dieser Wechsel widersprechender Gefühle war zu gewaltsam für ihn. Die Sinne vergiengen ihm; er wankte, und Aennchen, die hinter ihm stand, fing den Fallenden auf. Nur wenige Augenblicke blieb er ohne Besinnung so; als er aber zum Bewußtseyn zurückkehrte, und die Augen aufschlug, war er nicht wenig erstaunt, in den Armen der Retterin seines Kindes zu seyn! —

Höchst sonderbar war es nun, wie sich von dieser Stunde an das Wesen des Mannes umwandelte. Bisher hatte er in Aennchen nur die sorgsame Wärterin geachtet; jetzt, da er ihr die Rettung seines Kindes dankte, und den Vorfall nach allen Umständen vernahm, und das furchtbare Raubthier selbst in seinem Gefängnisse sah, da erschien ihm das unerschrockene Mädchen wie ein Engel, der vom Himmel gesandt worden, um das Schrecklichste von seinem Haupte abzuwenden. Er ergriff ihre Hand, und da er sah, daß das Blut von Neuem durch den Verband drang, sagte er: „Armes Kind! du leidest wohl sehr und sagst es nicht. Meine Dankbarkeit, wenn ich es vermag, soll deine Wunden heilen — und dabei rollten ihm Thränen über die Wangen. Er hielt Wort. In Kurzem hatte sich die Dankbarkeit in Liebe verwandelt. Er bat Aennchen, Mutter des Kindes zu werden, das ihr das Leben verdanke; und nachdem sie das größte, das undenkbare Unglück von ihm abgewendet habe, auch künftig seine Tage zu erheitern. Werde mir, was meine Margaretha mir war, ein gutes und rechtschaffenes Weib. — Aennchen schlug freudig ein. Dann faßte er sie bei der Hand, und führte sie zu den bejahrten Aeltern, und sie gaben ihnen ihren Segen, und

im ganzen Hause war große Freude, als die Sache richtig war. Denn wenn Schwiegerältern sonst eine neue Schwiegertochter nicht eben immer mit den günstigsten Augen ansehen, so war es hier ganz anders. Denn Meister Martin und seine Frau liebten Aennchen, wie eine eigene Tochter, und weil sie gar wohl wußten, wie der arme Wittwer seine verstorbene Frau geehrt und geliebt, und wie tief er sie betrauert hatte, und daß ja eben nur durch die Liebe zu ihrem Kinde die Verbindung mit Aennchen bewirkt worden war, freuten sie sich dieser Liebe und beförderten die Heirath aus allen Kräften. Da also das Trauerjahr um war, im Herbste, als die Trauben reiften und das Laub an den Bäumen gelb wurde, trat Aennchen mit ihrem Sigmund vor den Altar, und mit dem Myrtenkranze in den braunen Locken sah sie jetzt wahrhaft einem Engel gleich. Frau von Lassolai richtete die Hochzeit auf ihrem Vorwerke aus, und war selbst dabei gegenwärtig, und Aennchens Vater auch, wie sich von selbst versteht. Der war nun an dem Ehrentage seiner Tochter wie neuverjüngt, und man konnte ihm ansehen, wie seelenvergnügt er war, denn sprechen mocht' er nicht viel, aus Scheu vor der vornehmen Dame. Als aber die Tafel aufgehoben wurde, und die Gäste aufstanden, und die Krücken nicht gleich bei der Hand waren, und Aennchen ihn auf der einen, der Bräutigam auf der andern Seite unter den Armen faßten und wegführten, sagte er: „Nun geht mir der Traum aus, den ich vorgestern gehabt habe. Da träumte mir, ich könnte wieder gehen, wie in meinen guten Tagen, und hätte meine Krückenstöcke in St. Peter aufgehängt, den einen der heiligen Anna, den andern dem heiligen Sigismund;

und wie sie da hingen, schlugen sie aus, und wurden über und über grün, und waren schöne junge Bäume. Ist's nun etwa nicht so? Und hab' ich da nicht ein paar Krückenstöcke, wie sie nicht schöner seyn können? Nun, Gott segne Euch, und lasse Euch immer froh gedeihen und blühen und grünen.« Und indem er so sagte, lachte und weinte er zu gleicher Zeit; und Aennchen küßte ihm die Thränen von den Wangen, und sagte: »Amen!«

Wie sich nun die Sonne zum Untergange neigte, und an dem klaren Herbsthimmel die zarten Wölkchen sich mit Gold besäumten, und ihr Wiederschein die grüne Isar vergoldete, begab sich das Brautpaar nach Hause, und einige der Hochzeitgäste begleiteten sie. In Haidhausen stand nun Alles an den Thüren, und von allen Seiten rief es: »Gott grüß Euch! viel Glück und Segen!« Manche kamen auch näher und schüttelten dem Brautpaare die Hände, und baten um gute Nachbarschaft; und die Meisten folgten ihnen bis an ihr Haus nach, sowohl aus Freude an dem schönen Paare, als weil sie wußten, daß dort etwas vorging. An der Thüre nämlich standen Sigmunds Knechte und Mägde, und erwarteten ihre Herrschaft, und wie sie herankamen, stimmten sie ein bayerisches Hochzeitlied an, und wetzten ihre Sensen dazu. Das Haus selbst aber war mit Kränzen behangen und mit grünen Laubschnüren verziert, was sich schön ausnahm: denn Herr Langer, der Maler, der in Haidhausen wohnt, hatte es selbst angegeben; da mußte es wohl hübsch werden. Aennchen war nun ganz beschämt, und drückte sich hocherröthend an Sigmund an; und Beide dankten, und versprachen den guten Leuten für den Sonntag einen Tanz und ein Faß Bier zur Hochzeitfeier.

Aennchens Vater zog nach einigen Tagen auch auf das Gut zu seinen Kindern. Erst wollte er nicht, weil er meinte, er könnte ihnen zur Last fallen; da sie aber nicht abließen, ihm zuzureden, und ihn sein eigenes Herz dazu trieb — denn außerdem, daß er Aennchen so lieb hatte, war auch der Eidam ein Mann, ganz nach seinem Herzen — gab er nach, und wohnte bei seinen Kindern, und flocht auch hier noch Körbe, ob er es gleich nicht mehr nöthig hatte, zum Zeitvertreib. Wenn er dann zur Abendzeit im Garten auf der hölzernen Bank saß, und die weite Landschaft vor ihm lag, und seine Blicke bald auf den Fluß fielen, der sich in mannigfaltigen Krümmungen zwischen dem Kies der Ufer ausbreitet, bald auf die Stadt im Hintergrunde und das ferne Alpengebirge, und es in seinem Herzen so still war, wie in dem wolkenleeren Himmel, da sang er oft mit leiser Stimme ein Lied, das er im Hospital von einem thüringischen Wandergesellen gelernt hatte. Das Lied lautete so:

Mein Gott, du hast von Kindheit an
Mir viele große Huld erwiesen;
Sey, da ich's nicht vergelten kann,
Mit Herz und Mund dafür gepriesen.
Der Rest von meiner Lebenszeit
Bezeuge meine Dankbarkeit.

Durch dich entzückt der Erde Pracht,
Das Licht des Himmels mein Gemüthe.
Und was mich froh und glücklich macht,
Ist Alles Gabe deiner Güte.
Beständig thust du wohl an mir,
Beständig steigt mein Dank zu dir.

Der Husar in Neisse.

Als im Anfang der französischen Revolution die Preußen mit den Franzosen Krieg führten, und durch die Provinz Champagne zogen, dachten sie nicht daran, daß sich das Blättlein wenden könnte, und daß der Franzos noch im Jahre 1806 nach Preußen kommen, und den ungebetenen Besuch wett machen werde. Denn nicht Jeder führte sich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl ansteht. Unter andern drang damals ein brauner preußischer Husar, der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all sein baares Geld, so viel es war, und viel Geldeswerth, zuletzt auch noch das schöne Bett mit nagelneuem Ueberzug, und mißhandelte Mann und Frau. Ein Knabe von acht Jahren bat knieend, er möchte doch seinen Aeltern nur das Bett wieder geben. Der Husar stößt ihn unbarmherzig von sich. Die Tochter läuft ihm nach, hält ihn am Dollmann fest, und fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie, und wirft sie in den Sodbrunnen, der im Hofe steht, und rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tag bekommt er seinen Abschied, setzt sich in der Stadt Neisse in Schlesien, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meint, es sey schon lange Gras darüber gewachsen. Allein was geschieht im Jahre 1806? Die Franzosen rückten in Neisse ein; ein junger Sergeant wird Abends einquartirt bei einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant ist auch brav, führt sich ordentlich auf, und scheint guter Dinge zu seyn. Den andern Morgen kommt der Sergeant nicht zum

Frühstück. Die Frau denkt: er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffee in's Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommen wollte, gieng sie endlich in das Stüblein hinauf, machte leise die Thüre auf, und wollte sehen, ob ihm etwas fehlt.

Da saß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände ineinander gelegt, und seufzte, als wenn ihm ein großes Unglück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte, oder so etwas, und sah nicht, daß Jemand in der Stube ist. Die Frau aber gieng leise auf ihn zu, und fragte ihn: „Was ist Euch begegnet, Herr Sergeant, und warum seyd Ihr so traurig?“ Da sah sie der Mann mit einem Blick voll Thränen an, und sagte: „Die Ueberzüge dieses Bettes, in dem er heute Nacht geschlafen habe, haben vor 18 Jahren seinen Aeltern in Champagne angehört, die in der Plünderung Alles verloren haben und zu armen Leuten geworden seyen, und jetzt denke er an Alles, und sein Herz sey voll Thränen. Denn er war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne, und kannte die Ueberzüge noch, und die rothen Namensbuchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erschrack die gute Frau, und sagte, daß sie dieses Bettzeug von einem braunen Husaren gekauft habe, der noch hier in Neisse lebe, und sie könne nichts dafür. Da stand der Franzose auf, und ließ sich in das Haus des Husaren führen, und kannte ihn wieder.

„Denkt ihr noch daran,“ sagte er zu dem Husaren, „wie Ihr vor 18 Jahren einem unschuldigen Mann in Champagne Hab und Gut, und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen habt, und

habt keine Barmherzigkeit gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anflehte; und an meine Schwester?« Anfänglich wollte sich der alte Sünder entschuldigen, es gehe bekanntlich im Kriege nicht Alles wie es seyn soll, und was der Eine liegen lasse, hole doch ein Anderer, und lieber nehme man's selber. Als er aber merkte, daß der Sergeant der nämliche sey, dessen Aeltern er geplündert und gemißhandelt hatte; und als er ihn an seine Schwester erinnerte, versagte ihm vor Gewissensangst und Schrecken die Stimme, und er fiel vor dem Franzosen auf die zitternden Knie nieder, und konnte nichts mehr hervorbringen, als: Pardon! dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leser denkt vielleicht auch: »Jetzt wird der Franzos den Husaren zusammen hauen.« Allein das könnte mit der Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz bewegt ist, und vor Schmerz fast brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich, sondern er denkt: Wir sind in Gottes Hand, und will nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzos auch, und sagte: »Daß du mich mißhandelt hast, das verzeihe ich dir. Daß du meine Aeltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Aeltern verzeihen. Daß du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast, und ist nimmer davon gekommen, das verzeihe dir Gott!« — Mit diesen Worten gieng er fort, ohne dem Husaren das Geringste zu Leide zu thun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zu Muthe, als wenn er vor dem jüngsten Gericht gestanden wäre, und hätte keinen guten Be-

scheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit an keine ruhige Stunde mehr, und soll nach einem Vierteljahre gestorben seyn.

Merke: Man muß in der Fremde nichts thun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen.

Merke: Es gibt Unthaten, über welche kein Gras wächst.

Unverhofftes Wiedersehen.

In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr, ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut, und sagte zu ihr: „Auf St. Luciä wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib, und bauen uns ein eigenes Nestlein.“ — „Und Friede und Liebe soll darin wohnen,“ sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, denn du bist mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grabe seyn, als an einem andern Orte.“

Als sie aber vor St. Luciä der Pfarrer zum zweitenmale in der Kirche ausgerufen hatte: „So nun Jemand wüßte Hinderniß anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammen kommen;“ da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Hause vorbei gieng, der Bergmann hat sein Todtenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster, und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam

nimmer aus dem Bergwerke zurück, und sie säumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rothem Rand für ihn zum Hochzeittag; als er aber nimmer kam, legte sie es weg, und weinte um ihn, und vergaß ihn nie.

Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der siebenjährige Krieg gieng vorüber, und Kaiser Franz der erste starb, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben, und Polen getheilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in die Veteraner Höhle in Ungarn ein, Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die französische Revolution und der lange Krieg fieng an, und der Kaiser Leopold der erste gieng auch in's Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombartirten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten; der Müller mahlte und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirrdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahre 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schachten eine Oeffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war; also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein

wenig eingeschlafen wäre an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tage ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreundete und Bekannte waren schon lange todt, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken, als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst, als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüths erholt hatte, „es ist mein Verlobter!" sagte sie endlich, „um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er unter die Erde gegangen und nimmer herausgekommen.

Da wurden die Gemüther aller Umstehenden von Wehmuth und Thränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten kraftlosen Alters, und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach fünfzig Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln, oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre, und ein Recht an ihn habe bis sein Grab gerüstet sey auf dem Kirchhof. Den andern Tag als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhofe, und ihn die Bergleute holten, schloß sie ein Kästlein auf, legte ihm das schwarzseidene Halstuch mit rothen Streifen

um, und begleitete ihn alsdann in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeittag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Dann als man ihn auf dem Kirchhofe in's Grab legte, sagte sie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehn im kühlen Hochzeitbette, und laß dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch wenig zu thun, und komme bald, bald wird's wieder Tag. Was die Erde einmal wieder gegeben hat, wird sie zum zweitenmale auch nicht behalten," sagte sie, als sie fortgieng und noch einmal umschaute.

Die Blinde. *)

Das Blinden-Institut befand sich, wie erwähnt, neben der Sankt Paulskirche. Pohlmann, der Direktor des Instituts, ein sehr menschenfreundlicher Mann, war von Müller über Carolinens Einzug mit heutigem Tag in Kenntniß gesetzt worden, und hatte Derselben die liebvollste Aufnahme unter die jungen lichtberaubten Gefährtinnen ihres Schicksals vorbereitet. Es war heimlich dafür gesorgt worden, daß der Organist von Sankt Paul, während Caroline in's Blindenhaus eingieng, eines ihrer Lieblingsstücke auf derselben Orgel spielte, vor der sie, die neue Cäcilia, so oft gesessen. Wehmüthig ergriffen stand sie auf dem Gange still und

*) Aus der soeben erschienenen: Orgel zu St. Paul, oder das Blinden-Institut. Eine Geschichte aus dem bürgerlichen Leben für die reifere Jugend. Von dem Verfasser der Glocke der Andacht. Mit 1 Stahlstich. 8. geheftet. 48 kr.

horchte. Ach! Musik war jetzt das Licht ihrer Seele, und sie bat Müller'n um die Güte, ihr doch ja recht bald ihren Flügel herüberschaffen zu lassen; die Trennung von ihm fiel ihr jetzt zu schwer. Müller versprach ihren Wunsch zu stillen, und das Lächeln einer seligen Freude erhöhte die Reize ihres schönen Angesichts.

Schon jetzt gewann Pohlmann das gute Mädchen sehr lieb; er war mit ihrem Schicksale vertraut und er fühlte, daß unter allen seinen Blinden sein Mitgefühl Carolinen am Meisten zugewendet sei. „Ich will Ihnen," sprach er, „nachdem Sie die Säle des Unterrichts und der gesellschaftlichen Unterhaltung, Speise- und Schlafzimmer der Blinden hier schon oft gesehen, nun auch das äußerst hübsch, bequem und reinlich eingerichtete Zimmer für unsere Pflegtochter, Ihren sanften Schützling, zeigen. Es wird allen billigen Wünschen entsprechen. Wollen Sie folgen." Müller folgte dem Direktor, ihm nach führte Sophie die Blinde. Am Ende eines ziemlich langen Ganges schloß Pohlmann ein helles, freundliches und nach den Umständen möglichst gut eingerichtetes Zimmer auf, das die frei'ste Aussicht nach Süden hatte. Aber was für einen Anblick hätte für den Blinden selbst ein Paradies?

Vor den offenen Fenstern — es war in des Frühlings ersten Tagen — dehnte sich der geräumige Garten des Institutes aus, in dem sich zuweilen die hier aufgenommenen Lichtberaubten ergingen. Hart hinter der ziemlich niedern und an einigen Stellen morschen Gartenmauer befand sich der tiefe Stadtgraben, in dessen träge fließendem Wasser jüngst eine Blinde ertrank, die über die niedere Mauer hinuntergestürzt war. Von Müller an die Gefährlichkeit dieses Umstandes erinnert,

versprach der Direktor, die morsche Mauer nächstens neu aufbauen zu lassen, um ein neues Unglück zu verhüten.

»Hörst du, Sophie?« sagte Caroline. »Du wirst mich ja nie verlassen, und am Wenigsten in diesem Garten. Gehorche du meinem Vorgefühl!«

Müller verabschiedete sich, nachdem er dem humanen Direktor noch ein Mal die väterlichste Sorge für den — wie er glaubte — hier so wohl geborgenen Schützling empfohlen, und Sophie brachte der Freundschaft das Opfer, Carolinen wenigstens in den ersten Tagen keine Stunde zu verlassen. In aller Stille, ganz ohne daß die Waise es merkte, ließ Müller ihr den Flügel auf ihr Zimmer bringen. Sophie führte sie aus dem Garten davor, und freudig und Gott preisend und des Pfarrers Güte segnend betastete sie das Toninstrument und spielte, daß man glaubte die Harmonie der Sphären zu hören. Seit Langem waren das ihre glücklichsten Tage; sie sollten traurig enden nach dem Plane der elendesten Bosheit.

Jeremias Sahling war seit jenem unfreundlichen Abschiede, den ihm Guntrams Schwester gegeben, nicht wieder mit ihr zusammengekommen. Auf Rechnung seiner eigenen armen Seele wollte er nun ein Vorhaben ausführen, mit dessen glücklichem Gelingen er Blum's Gattin freudig oder schrecklich zu überraschen hoffte. Um Mittel und Gelegenheit aufzuspüren, die ihm die Hölle an die Hand geben sollte, war es nothwendig, daß er zuerst mit dem Innern des Blinden-Institutes sich vertraut mache. Ein Besuch in der Wohnung und im Garten war genug. Mit dem Anscheine der Theilnahme an dem ausersehenen Opfer hatte er seine Mündel verlassen. Er wußte beiläufig,

um welche Abendstunde sie im Garten seyn werde. Sophie mußte daheim ihrer erkrankten Mutter warten, und so war Caroline, wenn der Direktor sie nicht unter besondere Schirmung stellt, allein Gott und sich selber überlassen; auch dieß schien Sahlings Absicht zu begünstigen.

Es war um Sonnenuntergang, als die Waise, ihren Gedanken an die Vergangenheit nachhangend, auf einer Steinbank zunächst der Gartenmauer saß, und hier wartete, bis der Direktor zurückkäme, um sie in die Wohnung abzuholen. Derselbe hatte ihr streng anbefohlen, die Bank ja nicht zu verlassen, bis er wieder da wäre; denn für sie sey hier Alles noch ein Labyrinth. Die Blinde folgte ihm so gut, daß sie ihren Platz um kein Haar breit zu verrücken wagte. — Wenn ein dem Käfig entsprungener Tiger durch die Straßen eilt, flieht Alles, auch der Muthigste, in's Haus und wirft die Thür hinter sich zu. Was für ein mordsüchtiger Tiger in Menschengestalt durch die Thüren des Institutes in den offenen Garten sich einschlich, ahnte der Direktor nicht.

Unbemerkt bemerkend stand der schreckliche Unhold im Garten. Dasselbe Stilet, das den Edelmann Milany entseelte, hatte ihm irgend ein dienstwilliger Geist der Nacht in die Hände gespielt. Er hatte nicht sobald seine dort allein sitzende Mündel wahrgenommen, als die Hölle in seiner Brust die Flamme seiner Gier nach des Mädchens Erbtheile wieder hoch anfachte. Hinter Gebüschen lief er leis auf die Waise zu. Diese vernahm wieder die schleichenden Diebesschritte des Verruchten und entsetzte sich; doch hielt sie Das für Sinnentäuschung und erhob sich, die schwachen Arme wie zur

Nothwehr vorhaltend, und fragte, immer ängstlicher werdend: „Ach Gott! sind Sie das, Herr Direktor?“ —

Es war still; Das schreckte sie noch mehr. Von unsäglicher Angst getrieben versuchte die Blinde zu entfliehen, und lief gegen die niedere Mauer, wo sie, an einer Baumwurzel strauchelnd, niederstürzte und das Gesicht an den rauhen Steinen schärfte. Die hohe Angst hatte sie der Sprache beraubt; auf ihrer Brust lag jene schwer wie ein drückender Alp.

Es war wieder still. Sie horchte auf — und kein Laut bewegte die Luft. Schreckliche Ungewißheit! Er konnte vor ihr stehen und den Arm zum Stoße erheben. Leise, wie sie jetzt aufstehen wollte, schlich Sahling ihr näher, und ehe sie nach Hilfe zu schreien im Stande war, hatte er die Blinde kräftig mit einem Arme umschlungen, und ihr mit der andern Hand den Mund bedeckt. Das Erbtheil und Emilie schwebten ihm vor, er wollte zustoßen, kein Mensch, nur Gott sah es. Da gab ihm die Hölle einen bessern Gedanken ein; er erhob sie, um sie über die morsche niedere Mauer hinabzuwerfen. Man würde dann glauben, sie sey hier selbst hinuntergestürzt. Gott gab dem Mädchen im Augenblicke höchster Noth eine wunderbare Kraft; sie rang sich aus des Verruchten Armen los, ehe es gelungen, das Entsetzliche auszuführen. Von ihrem Arme mächtig zurückgestoßen, während sie um Hilfe schrie, fiel er, da der Boden feucht und abschüssig war, gegen die Mauer; diese wich — und Sahling stürzte, anstatt der gottgeschützten Blinden, rücklings durch die Maueröffnung in die Tiefe jenseits hinunter. Einen dumpfen Wehton des bösen Vormunds vernahm die entsetzte Gottgeschirmte und stand regungslos, bis

der Direktor, dessen Stimme jetzt zu ihrem Ohre drang, herbeigeeilt war. Zugleich mit ihm beflügelte seine Schritte Pfarrer Müller.

„Mein Gott!“ fragte bestürzt der Direktor, „was ist da Schlimmes vorgefallen? Zu welcher Szene des Jammers rief uns Ihr Nothgeschrei? Die Mauer dort — Gott des Himmels!“ —

Caroline deutete nach der frischen Maueröffnung hin und antwortete: „Dort ist eben ein armer, armer Mensch verunglückt; sehen Sie dort hinunter! Eilen Sie zu Hilfe! Der Unglückliche muß mit dem Tode ringen, und ich glaube, es war mein Oheim Sahling.“

Mit Schaudern und Entsetzen blickte Müller in die Tiefe und sagte zu Pohlmann: „Eilen Sie, Hilfe für den Mann zu bringen, bevor er vollendet hat!“ Ein Blick des Direktors hinab sträubte ihm jedes Haar zu Berge; denn da unten hing, in einen spitzigen Pfahl gestürzt und auf die gräßlichste Weise selbstgespießt, der vom Himmel fürchterlich gestrafte Sahling. Sein vom höchsten Schmerze wild verzerrtes Gesicht war nach Oben gekehrt; durch den Rücken und den zerrissenen Leib gedrungen war ihm der Pfahl bis zu dessen Mitte hinab. Die wunderbar gerettete Waise wurde auf ihr Zimmer gebracht; von ihres Oheims Unthat sagte sie noch Nichts, und so betrachtete man ihn bis jetzt als einen aus Schuld der schlechten Mauer Verunglückten. Ueber die Ursache ihrer verwundeten Wange gab die junge Blinde nur so viel an: sie sey aus Unvorsichtigkeit im Garten gestürzt. So sehr sie das Verbrechen des Oheims verabscheute, wollte sie den Gottvergessenen durch die Enthüllung seiner Bosheit doch nicht noch unglücklicher machen.

Eine Leiter wurde herbeigebracht, und Sahling, der jetzt schon das vollkommenste Aussehen einer entseelten Leiche hatte, und seinen Schmerz durch Stöhnen und Wehklagen ausstieß, durch einige zu Hilfe genommene Männer mittelst Seilen heraufgezogen. Mit der furchtbaren Todeswunde hier über das Gras gelegt, bekannte er mit sterbenden Worten sein Verbrechen, dessen Ausführung die ewige Vorsehung gehindert. Es war in ihm kein Eingeweide, das nicht der Pfahl, dies Werkzeug göttlicher Vergeltung, zerrissen hatte. Das Auge des Elenden brach in dem letzten Blicke der Reue und des stummen Flehens um Vergebung. Seine Seele entfloh, ehe er aus Müller's Hand die letzte Tröstung der Religion empfangen. Daß ihn Emilie angefeuert hatte, die Blinde hinwegzuräumen, dies Geheimniß nahm er mit in die Ewigkeit hinüber. Dies war Sahlings Ende, an den so furchtbar schon in dieser Welt das Gericht jenes Vergelters über den Sternen ergangen.

Als man Emilien die Nachricht von Sahlings Tode brachte, sank sie in Ohnmacht. Jetzt öffnete sie die Augen der Seele, und die Schuld an Sahlings gräßlicher Verunglückung maß das böse Weib sich zu. Dieser Schlag mußte kommen, um sie von einem Pfade zurückzuschrecken, auf dem sie Frauenehre und Seelenruhe beinahe gänzlich verloren, und Schmach, Schande und Elend bis über das Grab gefunden hätte. Sie ward in sich gekehrt und in Reue wandte sich das Herz ihr um.

So sichtbar waltete da über den Bösewicht Gottes heilige Hand.

Zwei Geschichten von Leuten, die Schätze fanden.

Ein weiser Mann sagt: Es ist Gott leicht, einen Armen reich zu machen. Er gibt dem Frommen, was er bedarf, und was er ihm bescheeret, das gedeiht. Dem Bösen aber bringt der Reichthum keinen Segen.

Hoch oben in Rußland hinter Moskau liegt ein geringes Dorf, und in einer Strecke von dem Dorfe eine armselige Hütte. Diese Hütte stand einmal leer; denn der alte Mann, der sie sonst bewohnt hatte, war plötzlich gestorben, und hatte nichts hinterlassen, als eben die Hütte, die keine dreißig Rubel werth war, einiges hölzernes Hausgeräth und einen geschnitzten Heiligen, an dem hier und da noch etwas Farbe zu sehen war; denn das Meiste war in der langen Zeit verblichen und abgerieben. Ein Testament war nicht da, und als die Gerichte nach den unbekannten Verwandten fragten, meldete sich lange kein Mensch; denn mit Bettlern will Niemand verwandt seyn. Endlich aber kam doch Einer, ein junger Bursche, Iwan genannt; dem waren Vater und Mutter gestorben, und das Häuschen, das sie ihm hinterlassen hatten, war eben abgebrannt, und er hatte nichts, als was er am Leibe trug und ein scharfes Beil zur Arbeit. Der trat nun vor die Obrigkeit, und sagte: er habe oft von seiner Mutter gehört, daß der Verstorbene mit ihr verwandt sey. Beweisen könne er es freilich nicht; aber seine selige Mutter habe nie eine Unwahrheit gesagt, und habe dazu auch keine Ursache gehabt. Da nun der Iwan ein so ehrliches Gesicht hatte, daß man ihm

Lug und Trug gar nicht zutrauen konnte, das Erbtheil auch einer Lüge nicht werth war, ließ sich der Amtmann die Hand von ihm auf seine Aussage geben, und überlieferte ihm die Hütte mit ihrem Zubehör. Da war nun Iwan seelenvergnügt, daß er wieder ein Obdach hatte, und dachte an seine Mutter, die eine fromme Frau gewesen, und oft zu ihm gesagt hatte: „Iwan, was du thust, habe Gott vor Augen und im Herzen.. Sieh, ich bin jung gewesen und bin alt geworden, und nimmer hab' ich gesehen, daß er den Rechtschaffenen verlassen hat.“ Und wie er so dachte, rollten ihm die Thränen über die Wangen, und er schlug an seine Brust und sagte: „So helfe mir Gott wie ich meiner Mutter Willen thue!“

Dann wendete er sich zu dem Heiligen, der ganz traurig in der Ecke stand, und als er ihn nach Landesgebrauch begrüßt und verehrt hatte, richtete er sich in seiner neuen Wohnung ein, das heißt, er stellte den hölzernen Tisch an die Wand, und den Schemel daneben, und schob die leere Bettstelle in die Ecke, setzte sich dann nieder und beschaute die Wände rings umher, und war in Gott vergnügt. Hab' ich doch nun wieder ein Haus, dachte er, und wenn ich rechtschaffen arbeite, wird es mir auch nicht fehlen am Uebrigen.

So gieng es auch. Iwan gieng alle Morgen an die Arbeit, und alle Morgen verbeugte er sich vor dem alten Bilde, und so auch am Abend, wenn er nach Hause kam; und wenn er am Samstag den Wochenlohn empfangen hatte, steckte er vor seinem stillen Hausgenossen ein Pfennigskerzchen auf, manchmal auch zwei, oder brachte ihm ein Kränzchen von Immergrün mit, und freute sich, wie hübsch es ihm stehe. Das

war nun recht gut, so lange es Sommer war. Nun brach aber ein harter Winter ein; der Sturm pfiff von allen Seiten durch die Bretterwand, und, was das Schlimmste war, es fiel in einer Nacht ein so gewaltiger Schnee, daß das Haus bis an das Dach damit zugedeckt wurde. Die Thüre war versperrt und an ausgehen nicht zu denken. Nun war das wenige Holz, das Iwan zusammengetragen hatte, aufgebrannt; sein einziger Schemmel folgte nach; dann der Tisch und zuletzt auch die Bettstelle. Das Schneegestöber aber dauerte immer fort, und die Kälte ließ nicht nach. Was war zu thun? Traurig, mit untergeschlagenen Armen, saß Iwan auf der nackten Erde, und sah sich nach allen Seiten um; aber da war nichts mehr, was zur Feuerung taugte, außer — dem Heiligen. Auf diesen fielen nun seine Blicke immer von neuem, und es war umsonst, daß er sie davon abzuziehen suchte. Die Versuchung war zu groß, und er fror allzusehr. Da stieß er tiefe Seufzer aus, und dachte: Soll ich, oder soll ich nicht? Dann stand er auf von der Erde, griff hastig nach dem Beile, und trat damit vor den Heiligen. Nachdem er sich nun dreimal vor ihm verbeugt und dreimal bekreuzigt hatte, das Beil hielt er unter dem Rocke verborgen, sagte er mit gebrochener Stimme: Heiliger Nikolaus, oder heil. Sankt Georg, oder wie du sonst heißen magst, denn ich weiß es nicht, du siehst, wie es dem armen Iwan geht. Er ist abgeschnitten von der Welt, die Kälte ist grimmig, und das letzte Holz aufgebrannt; auch sein weniges Brod geht zu Ende; und Hunger und Frost zugleich ertragen, vermag er nicht. Niemand kann ihm das Leben fristen, als du, wenigstens auf kurze Zeit. Glaube

mir, du weißt, daß ich immer die Wahrheit sage, glaube mir, es geht mir durch die Seele, daß ich dich darum ansprechen muß. Wir haben, seit ich hier bei dir eingezogen bin, in größter Einigkeit mit einander gelebt. Du hast es mir nicht an Arbeit und Brod fehlen lassen; und ich habe dir meiner Seits so viel Dank und Ehre erwiesen, als in meinen Kräften stand. Jetzt aber, ach sieh mich nicht so traurig an, sonst schwindet mir aller Muth! Vergieb mir! Es kann nun einmal nicht anders seyn!

Mit diesen Worten zog er das Beil schnell unter dem Rocke vor, und ließ es mit abgewandtem Gesichte auf die Schulter des Bildes fallen, und das alte Holz sprang mitten von einander, fiel auf die Erde, und zugleich klang und klirrte es gar wunderlich. Kaum wagte der arme Iwan seine Augen dahin zu richten, und als er endlich von der Seite dahin blickte, was sollte er sehen? Unter dem gespaltenen Heiligen war die Erde mit Gold und Silber bedeckt; Dukaten und Imperiale lagen übereinander, wie Nüsse, und immer quoll es noch aus dem Innern heraus. Iwan stand wie versteinert. »Wer hätte das gedacht?« sagte er endlich. So vieles Geld! und das hast du Alles für mich gespart! Nun, es soll dein Schaden nicht seyn. Jetzt zwar mußt du mir einen Theil von dir überlassen; denn das siehst du selbst ein, daß, wenn ich erfriere, dein Geschenk mir nichts hilft. Ich will dich aber schonen, so viel ich kann; und was ich jetzt aus Noth von dir verwenden muß, will ich künftig neuer und schöner wieder machen lassen; und einen stattlichen Pelz will ich dir kaufen für dein Geld, und eine Mütze von Sammt mit Zobel verbrämt, und an Kerzen soll

es dir niemals fehlen, wenn du mich beim Leben erhältst. Nach diesem Angelöbniß küßte er seinem Wohlthäter Hände und Füße, hieb dann ein tüchtiges Stück davon ab, und wärmte sich daran. Hierauf suchte er seinen Schatz zusammen, betrachtete sich jedes Stück von beiden Seiten, und bei jedem dachte er: „Das ist der Segen meiner Mutter.“ Darüber vergieng die Nacht. Gegen Morgen aber erhob sich ein Thauwind, und der Schnee sank schnell zusammen, und der Ausgang wurde wieder frei; und so konnte der arme Iwan, der nun ein reicher Mann war, sich nach einem wärmern Obdache umthun.

Wer in Rußland Geld hat, der kann sich dort, wenn er es anders recht anfängt, wie anderwärts auch, wohl seyn lassen. Iwan säumte nicht lange, sondern kaufte sich ein freies Landgütchen, nahm sich eine Frau, und wurde ein glücklicher Hausvater. Er selbst arbeitete emsig fort, wie sonst, und was er begann, gerieth ihm wohl; auch seine Kinder hielt er zur Arbeit an, und wie ihn seine Mutter gelehrt hatte, Gott vor Augen zu haben und im Herzen, so lehrte er seine Kinder auch, und sie folgten ihm. Seinen Wohlthäter vergaß er auch nicht. Nachdem er den Rest, der nicht in den Flammen aufgegangen war, wieder zusammen geleimt, und was daran fehlte, wieder ergänzt hatte, ließ er ihn durch einen Maler frisch anstreichen, und hielt ihm auch sonst Alles, wie er es versprochen hatte, und noch mehr. Das war nun gut und recht, und wir wollen nicht lachen, wenn der gute Iwan den schön geputzten Heiligen mit inniger Freude betrachtete und den Seinigen erzählte, wie es ihm damit ergangen war. Besser aber noch war, daß er als ein rei=

cher Mann so still fort lebte, wie sonst, und sich seines Reichthums nicht überhob, und gern allen Menschen diente, die seiner bedurften. Und nicht blos seinen Heiligen kleidete er aus Dankbarkeit, sondern auch die Armen, die zu seiner Schwelle kamen. Darum war er denn bei allen Nachbarn beliebt, und wo er einsprach, war er gern gesehen; denn sie meinten, er brächte ihnen Glück. Und so geschah denn, wie die Schrift sagt: Thuet die Thore auf, daß hereingehe der fromme und gerechte Mann; und: Wer den Gerechten bei sich aufnimmt, der wird einen guten Lohn empfangen.

Nun könnt ihr schon hieraus abnehmen, daß man nicht meinen darf, es sey genug, einen Schatz zu finden, damit es Einem wohl gehe. Es kommt auf den Finder an. Der gute Wein schlägt um, wenn er in ein unreines Gefäß gegossen wird; und nur dem ist der Reichthum ein Gut, der selbst gut ist. Das werdet Ihr noch besser erkennen aus einer andern Geschichte, die sich vor noch nicht langer Zeit in England begeben hat.

Dort nämlich lebte vor mehreren hundert Jahren ein böser König, Richard genannt, seines Namens der dritte, ein grausamer Mörder seiner königlichen Mündel, und der Räuber ihres Throns. Nicht lange genoß er das ungerechte Gut; denn ein Nebenbuhler seines Raubes erhob sich gegen ihn, und Richard fiel in einer Schlacht bei Bosworth, nahe bei der Stadt Leicester. Nun befand sich unter seinem Gepäck eine hölzerne Bettstelle, die er auf allen Reisen mit sich führte, indem er vorgab, daß er in keiner andern schlafen könne. In diesem unbehilflichen Gebäude aber waren geheime Kä-

sten angebracht, in denen er sein Geld aufbewahrte, und Niemand wußte davon. Als er nun getödtet war, plünderten die Sieger alles Uebrige; an dem Bette aber, das ein so schlechtes Ansehen hatte, vergriff sich Niemand, sondern es blieb zum Andenken des bösen Königs in dem Hause stehen, wo er in der Nacht vor dem Treffen geschlafen hatte; und da bisweilen Leute kamen, die es sehen wollten, und ein Trinkgeld dafür bezahlten, so wurde es auf dem Boden unter dem Dache aufbewahrt bis vor Kurzem. Nun geschah es, daß der Eigenthümer des Hauses eine Reise machte, und als Aufseher einen Mann darein setzte, der wohl selber einen Aufseher brauchte, denn er brachte den ganzen Tag im Wirthshause zu, und wann er am Abend betrunken nach Hause kam und seine Frau ihn schalt, blieb er ihr die Antwort auch nicht schuldig, und oft gab er sie nicht mit dem Munde, sondern mit der Faust. Als es nun Winter wurde, und es am Holz gebrach, denn der Mann sorgte für nichts, wurde das alte Geräthe des Hausherrn, das auf dem Boden umher stand, eines nach dem andern in's Feuer geworfen, und es war endlich nichts mehr übrig, als König Richard's Bett. An das sollt' es nun auch kommen. Als aber der Mann mit dem Beile auf dem Boden ging, um es in Stücken zu schlagen, lief die Frau ihm nach, und wollte ihn abhalten. „Wenn der Herr wieder kommt," sagte sie, „und findet das alte Bett nicht mehr! Oder wenn Reisende kommen und es sehen wollen? das wird dann gleich in den Zeitungen bekannt, und wir kommen um Ehre und Reputation, und die Trinkgelder dafür gehen uns auch ab." Der Mann aber, schon halb berauscht, befahl der Frau zu schwei-

gen, und da sie das nicht that, sondern immer heftiger kneifte und die geballten Hände gegen ihn aufhob, holte er mit dem Beile aus, und hieb nach ihr; der Hieb aber traf sie nicht, sondern das Bettgestell. Von dem gewaltigen Schlage sprangen die Seitenwände krachend auseinander; der geheime Kasten fuhr auf, und eine Fluth von Goldstücken ergoß sich daraus. Mit offenem Munde starrte der Mann die unglaubliche Erscheinung an; sein Rausch verschwand im Augenblicke, und er warf sich über das Geld her, um sich mit seinen Händen zu überzeugen, daß es kein Traum sey. Die Frau that dasselbe von der andern Seite, und so begegneten sich in dem unglückseligen Metalle die Hände, die sich einen Augenblick vorher so feindlich gegeneinander erhoben hatten.

Der Friede, der auf diese Weise geschlossen worden, war nicht von langer Dauer. Das Bett wurde wieder zusammen geflickt und das Gold in eine Lade geschlossen; was aber vorher in dem Haushalte nicht gut gewesen war, wurde jetzt nicht besser, sondern verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Der Mann trank, die Frau zankte, und zwischen ihnen lag der Mammon, den sie mit Angst verheimlichen mußten. Es war eine Hölle auf Erden. Der Winter war vergangen, der Frühling wollte auch zu Ende gehen, und die Hölle wurde immer heißer. Da dachte die Frau: Soll ich um des Trunkenboldes willen ein so elendes Leben führen bis an mein Ende? Ich könnte es ja besser haben. Dann verabredete sie mit einem Mädchen, das ihr aufwartete, wie sie den Mann aus der Welt schaffen und dann recht vergnügt miteinander leben wollten. Und als der Mann in der Nacht trunken nach

Hause kam, und die Treppe hinauftaumelte, fing die Frau von der obersten Stiege her einen Zank mit ihm an, und als er den Stock gegen sie aufhob, fiel sie mit dem Dienstmädchen über ihn her, und beide zusammen stürzten ihn kämpfend die Treppe hinab. Der Fall war hoch, mit einem Fluche im Munde kam der Trunkene am Boden an, und nach kurzem Röcheln gab er seinen Geist auf.

Nachdem sich nun die Frau überzeugt hatte, daß er wirklich todt sey, erhob sie und ihre Gehilfin ein Jammergeschrei, und rief Leute herbei, und beschwor den Doktor und Barbier, ihn wieder lebendig zu machen, und da sie sich dabei so natürlich anzustellen wußte, hegte Niemand Verdacht. Diese Rolle spielte sie auch noch einige Tage fort; wenn sie aber vor den Leuten viele Thränen vergossen hatte, schloß sie sich in ihre Kammer ein, öffnete ihre Lade und lachte ihr schönes Gold an. Nach Verlauf einiger Wochen zog sie mit ihrer Magd nach London, um in dieser großen Stadt ihr Leben zu genießen, wie sie meinte. Das gieng denn auch in den ersten Wochen und während ihr Alles noch neu war, ganz erträglich, aber das böse Gewissen war mitgezogen, und wenn das auch am Tage in dem Geräusche der Straßen und dem Getümmel der Menschen schweigen mußte, so schrie es desto lauter bei Nacht, und das Weib konnte die Augen nicht schließen, ohne daß das drohende Bild ihres Mannes davor trat und sein letztes Röcheln in ihren Ohren klang. Das war nun eine schlimme Gesellschaft; fast eben so schlimm aber war die Gesellschaft ihrer Magd, die gleichsam das lebendige Gewissen außer ihr war. Schon an sich war sie ihr als Mitwisserin des entsetzlichen

Verbrechens ein beständiger Vorwurf; als sie aber noch überdieß anfing die Herrin zu spielen, täglich neue und größere Forderungen machte, und diese mit den heftigsten Drohungen unterstützte, da hatte die unglückselige Frau zum zweitenmale die Hölle im Hause, und jetzt noch ärger, als zuvor, so daß sie bald ganz tiefsinnig wurde. Das war denn nun das vergnügte Leben, das sie sich vor der That mit ihrer Gehilfin versprochen hatte. Dabei verminderte sich auch der Schatz in der Lade von Tag zu Tag, und man konnte die Rechnung machen, wenn er zu Ende seyn würde. Da dachte die Magd: Eh' es so weit kommt — und nahm Abrede mit einem schlechten Burschen, der sie heirathen wollte, und Beide überfielen die Frau im Bette und erwürgten sie. Die Unthat kam aber gleich an den Tag. Die Mörder wurden eingezogen, und nachdem sie das ältere und das neuere Verbrechen gestanden hatten, wurden sie hingerichtet. Das Geld, was sich noch vorfand, kam in die Armenkasse.

So empfängt Jeder, was seine Thaten werth sind.

Geschichte eines Mannes, welcher lernte, warum er in der Welt war.

Bertram, der arme Bettelknabe, war nun sechszehn Jahre alt, als er an einem langen Sommertage gegen Abend einen hohen Bergrücken hinab wandelte, um drunten in einem Dörfchen sein Abendbrod zusammen zu betteln, und dann irgendwo in einer Scheune sein Nachtlager zu suchen. Er hatte noch nie darüber

nachgedacht, ob und wie dem lieben Gott seine Lebensart gefiel? — aber ich weiß auch nicht einmal, ob er noch irgend etwas vom lieben Gott wußte. Die girrende Turteltaube im Walde, die schön untergehende Sonne und alle Reize der Natur machten bei weitem nicht den Eindruck auf ihn, als wenn ihm eine gutmüthige Bäuerin ein Schüsselchen saure Milch mit einem Stück Brod an die Thüre reichte.

Ohne etwas zu denken, oder sich nur um etwas zu bekümmern, kam er in das Dörfchen, wo ein eisgrauer alter Mann vor der Thüre saß, und sich in seinem schönen Gegenbilde, der untergehenden Sonne, wärmte. Bertram kam zu dem Patriarchen, und mechanisch, ohne etwas dabei zu denken, sagte er: „Gebt mir doch Etwas um Gotteswillen!“ Der Alte sah ihn eine Weile durchdringend an, dann antwortete er: „Geh', ich geb' dir nichts, du bist gesund und stark, du mußt arbeiten, und dein Brod verdienen.“ Bertram versetzte: „Ach lieber alter Vater! gern wollte ich etwas lernen und arbeiten, aber keiner gibt mir etwas zu thun, und keiner lehrt mich etwas.“ Der Greis bedachte sich ein wenig, und sagte zu sich selbst: Es ist doch auch wahr, was der Junge da sagte; ein jeder wirft ihm vor, er soll arbeiten und er kann nicht arbeiten; auch will ihn keiner nehmen und anführen. „Setz' dich da, Junge!“ sprach er zu Bertram, und rief dann seiner Tochter, welche Frau im Hause war, zu, sie solle dem armen Knaben ein Butterbrod geben; der Knabe setzte sich und aß mit Appetit. Während der Zeit dachte der Alte darüber nach, warum doch der liebe Gott so wunderlich mit den Menschen verführe? Dieser gesunde wackere Jüngling habe nichts

in der Welt zu thun, er könne wohl entbehrt werden, und sey überflüssig; dagegen viele andere Menschen, die so nothwendig wären, stürben von unerzogenen Kindern weg, oder wären kränklich und zu ihrem Beruf unfähig. Der gute Alte hätte fast gestrauchelt, wie Assaph, und den lieben Gott gemeistert.

Indessen hatte Bertram sein Butterbrod gegessen, und nun fiel ihm ein, er wolle noch eine halbe Stunde weiter auf ein Dorf gehen, wo er ein besseres Nachtlager zu finden hoffte, als hier. Indem er nun so längs der Straße fortwandelte, kam er bald an einen Wald, vorn an der Ecke saß neben dem Wege ein armer alter Mann, welcher weinte und betete. Bertram sah das, es gieng ihm an's Herz, er trat zu ihm, und sah nun, daß der arme alte Mann blind war. „Was weint ihr, alter Vater?“ fragte er. „Ach!“ sagte der Alte, „ich bin ein armer blinder Mann; ich hatte einen Buben, der mich leitete, und der ist mir vorhin entlaufen. Da sitz' ich nun und weiß mir nicht zu helfen.“ Bertram freute sich; er dachte, den Mann willst du führen, dann wirft dir Niemand mehr das Arbeiten vor. „Guter Alter!“ sagte er zu ihm, „ich bin auch ein Bettelknabe, ich will euch führen und euch nie entlaufen.“ Der Blinde kniete nieder auf den Rasen und sagte: „Ich danke dir, lieber Vater im Himmel, daß du mich erhöret hast!“ Bertram sah und hörte das, es wunderte ihn, mit wem der Alte da reden möchte? von seinem Vater wußte er nichts, und seine Mutter hatte er im sechsten Jahre verloren. Er hatte zwar von Gott gehört, auch wohl gesehen, daß die Leute Morgens und Abends, vor dem Essen und nach demselben die Hüte oder Mützen abnahmen,

die Hände falteten und viele Worte sagten; er wußte auch, daß das Beten hieß; aber so beten, wie der Blinde, das hatte er nie, weder gesehen noch gehört. Er nahm nun den Alten am Rock, gieng vor ihm her und führte ihn dem Dorfe zu, woher er gekommen war, denn da wollte der Blinde hin. So wie sie giengen, fragte ihn Bertram, was er da gesagt habe, als er gekniet hätte. Der alte Bernhardt erstaunte über diese Frage. Er erkundigte sich nach Bertrams Alter, wo er her wäre, und wie er gelebt habe, und hörte nun Alles. Jetzt konnte er es begreifen, woher es käme, daß Bertram von Gott und seinem Worte nichts wüßte, er sagte also: „Mein Sohn Bertram! du bist doch bei deiner Armuth recht glücklich, daß du zu mir gekommen bist; denn jetzt will ich dich lehren, wie du auch nach deinem Tode ewig glücklich werden kannst.“ Bertram freute sich, das zu hören, denn er war im Grund ein guter Junge, nur mangelte es ihm an Erziehung. Er kam also mit seinem alten Blinden in's Dorf. Der Greis saß noch vor seiner Thüre, und sah die Beiden daher kommen; der Knabe lächelte ihn an, und sagte: da bin ich wieder. Der Alte aber dachte weiter, er war noch im Grübeln, wie es doch komme, daß unser Herr Gott Leute, die zu nichts brauchbar seyen in der Welt, leben ließe, und dagegen so viele nützliche und nöthige Leute sterben müßten. Jetzt fiel ihm ein: Siehe! da braucht ja unser Herr Gott den armen Jungen dem Blinden zum Leiter, ist das nun nicht Berufs genug? Ist's nicht genug, daß er einen Menschen ernährt? Nun schämte sich der Alte seines schnellen und kurzsichtigen Urtheils, und war neugierig zu wissen, wie Bertram zu dem

blinden Manne gekommen war. Er rief ihn also zu sich, gab ihm ein Almosen und fragte: Wo er den blinden Mann gefunden habe? Bertram erzählte ihm alles, und der Blinde fügte noch hinzu: Er sey von seinem Führer verlassen worden, er habe einsam dagesessen, und zu Gott gebetet und geweint, da habe ihn der liebe Gott erhört, und ihm den Knaben Bertram zugeführt. Der alte Paul hörte den Mann so fromm reden, das gefiel ihm; er fing also ein Gespräch mit ihm an, und hieß ihn bei sich sitzen und Bertram auch. Sie saßen unter einer Linde, auf einer steinernen Bank. „Nun erzählt mir," sagte Paul, „eure Geschichte; der Knabe da, der euch führt, war vorhin hier und bettelte, und ich hatte so meine Gedanken darüber, warum doch Gott die armen Leute in der Welt leben ließ, da sie so wohl zu entbehren wären, und so viele nützliche und wohlthätige Menschen ließ er sterben; das Ding konnte ich nicht begreifen; darüber geht der Knabe weg, und indem ich so nachdachte, siehe, da kommt er, und ist euer Führer geworden. Da schlug mir das Herz, und ich dachte: da sieht man doch, daß der Knabe auch einen wichtigen Beruf haben kann." Der alte Leonhard lächelte, reichte Paul die Hand, und sprach: „Gott sey gelobt! lieber Freund! daß ich doch einmal einen Mann gefunden habe, der herzlich an Gott denkt, und mit dem man ein gutes Wort reden kann, ich glaube auch, daß es Gott so gefügt habe, daß ich zu euch kommen mußte, damit ich euch das, was ich erfahren habe, erzählen könne. Ich habe ebenso gedacht, wie ihr; aber ich habe es gelernt, warum ich in der Welt bin. Nun hört mir zu, ich will euch erzählen, wie es mir gegangen ist."

„Mein Vater war ein Schreiner auf einem Dorfe, der ordentlich sein Brod hatte, auch sonst ein guter Mann war. Meine selige Mutter war ebenfalls eine brave Frau, sie war aber kränklich; ich war ihr erstes und einziges Kind; sie wurde dann drei Jahre bettlägerig, und starb an der Auszehrung. Ich war immer um sie, wartete ihr auf; auch ich war schwächlich und voller Flüsse, doch war mir diese Zeit sehr nützlich; denn meine Mutter sprach immer vom Christenthume mit mir, und pflanzte mir wahre Gottseligkeit ein; sie starb auch so freudig, als wenn sie zur Hochzeit gegangen wäre.“

„Ich blieb noch immer kränklich, so daß ich fast beständig das Bett hüten mußte. Ein Jahr nachher heirathete mein Vater wieder, und begieng da den Fehler, daß er auf Geld und Gut sah; er bekam auch eine reiche Frau, aber sie wußte es auch, und ließ es ihm täglich bitter fühlen; sie machte ihm das Leben so schwer, daß er es kaum ertragen konnte. Ich aber hatte es noch weit schlimmer. Kaum bekam ich so viel Brod, daß ich den Hunger stillen konnte, und Wasser mußte ich selbst holen, oft schickte sie mir etwas gewärmtes Gemüse, das aber so sauer geworden war, daß ich es nicht essen konnte.“

„So lag ich nun die liebe lange Zeit auf dem Bette, und flehte zu Gott um meine Auflösung; aber Er erhörte mich nicht. Endlich fing ich an wider Gott zu murren, und mich zu beklagen, daß er mir eine so böse Stiefmutter gegeben habe. Ich konnte nicht begreifen, warum ich in der Welt wäre, da ich nichts darinnen zu thun hätte.“

„Nun hatte meine selige Mutter einen Bruder,

der ein Schuhmacher war; er war viel jünger als sie, hatte auf sein Handwerk gewandert, und kam nun wieder, als ich schon drei Jahre lang von meiner Stiefmutter geplagt worden war. Er war dreißig Jahre alt, und wollte sich nun auf sein Handwerk setzen. Dieser besuchte uns, und sah bald, was zu thun war; er kam zu mir, und ich mußte ihm alles erzählen. Ich konnte es auch nicht lassen, ich mußte ihm sagen, daß ich mit dem lieben Gott übel zufrieden sey, weil er mich nicht von der Welt nähme, da ich doch nicht zu brauchen wäre. Mein Oheim aber verstand es besser, er antwortete mir: Du versündigest dich sehr, Vetter Leonhard! wie kannst du wissen, warum du in der Welt bist, und wozu dich unser Herr Gott noch brauchen will? durch deine lange Kränklichkeit wirst du in der Geduld geübt. Du lernst da besser Gott dienen, und deiner Stiefmutter dienst du zur Probe; sie versündiget sich an dir, sie wird aber noch zur Erkenntniß kommen und sich vielleicht auch noch bekehren. Dein Vater aber muß dieß Kreuz haben, weil er nach Reichthum geheirathet hat. Ich will aber dem Dinge ein Ende machen, und versuchen, ob du nicht geheilt werden kannst.«

»Das gefiel mir so wohl, daß ich vor Freude weinte; mein Oheim machte meiner Mutter keine Vorwürfe; er sprach nur mit ihr und meinem Vater wegen meiner, und sie waren Beide wohl zufrieden, daß er mich zu sich nahm; es währte auch nicht lange; so holte er mich ab.«

„Sobald ich bei ihm war, befand ich mich besser; er hatte eine brave Frau geheirathet, ich wurde ordentlich verpflegt, brauchte Arznei, und in einem

halben Jahre konnte ich anfangen bei meinem Oheime das Schusterhandwerk zu lernen.«

»Mein Vater ertrug indessen sein Hauskreuz nicht lange, er bekam die Auszehrung, und starb. Meine Stiefmutter heirathete wieder, und nun vergalt ihr ihr Mann alles doppelt, was sie an uns verschuldet hatte, er schlug sie täglich; wenn er berauscht nach Hause kam, mußte sie ihm, wie ein Hund zu Füßen liegen. Dann trat und mißhandelte er sie; auch durfte sie sich nicht satt essen, daß er es gewahr wurde. Jetzt kam sie zu uns; sie klagte uns mit rothgeweinten Augen ihre Noth, und wir machten ihr keine Vorwürfe; denn sie fühlte selbst, daß sie sich an meinem Vater und mir versündigt hatte; jetzt war ich ihr größter Trost.«

»Endlich da ich mein Handwerk recht wohl verstand; verhalf mir mein Oheim auch zu einer braven Frau. Ich heirathete ein Mädchen, das weder Vater noch Mutter, aber ein Haus, ein wenig Güter und etwas Geld hatte, dabei war sie recht fromm und brav; sie willigte in meinen Wunsch, daß wir meine Stiefmutter zu uns nehmen wollten. Ich gieng also hin und holte sie ab. Es war aber auch hohe Zeit; denn ihr Mann hatte alles durchgebracht, und sie waren nun blutarm. Die arme Frau war durch die vielen Schläge und Stöße so kränklich geworden, daß sie bei uns drei Jahre zu Bette lag, und endlich starb. Wir ließen sie ihr Unrecht nicht entgelten, sondern pflegten sie, so gut wir konnten.«

»Während dieser Zeit fühlte ich wieder, wozu ich auf der Welt war, nämlich denen wohl zu thun, die mir Uebels gethan hatten. Das hätte ich aber nicht

gekonnt, wenn ich in meiner Jugend nicht selbst gedrückt worden wäre.«

»Nach dem Tode meiner Stiefmutter lebten wir ruhig. Es gieng uns recht wohl, wir hatten fünf Kinder, und wir glaubten, es würde nun immer so fort gehen. Mein ältester Sohn lernte auch mein Handwerk, und ich sah gern, daß er auf die Wanderschaft gieng; er reiste auch fort, schrieb mir die ersten Jahre einigemal; aber ich habe leider! in achtzehn Jahren nichts mehr von ihm gehört, noch gesehen; er soll auf die See gegangen seyn.«

»Die mittelsten drei Kinder starben innerhalb einem Jahr an der rothen Ruhr. Dann wurde meine Frau auch kränklich; ich mußte alles was ich hatte an die Aerzte wenden, und meine Sachen giengen allmählig hinter sich; ich konnte nicht viel arbeiten; denn ich mußte meiner kranken Frau aufwarten, und so wurde ich bald auch arm.«

»Wie ernstlich ich während der Krankheit meiner Frau gebetet habe, der liebe Gott möchte sie mir doch am Leben lassen, das könnt ihr nicht glauben; aber er erhörte mich nicht. Genug, meine Frau starb, und hinterließ mir ein Kind von anderthalb Jahren.«

»Nun fing ich wieder an zu arbeiten; aber nun spürte ich, daß meine Augen immer dunkler wurden; ich fragte einen geschickten Wundarzt um Rath, und dieser sagte mir, ich hätte den grauen Staar. Ich erschrack, als wenn mich Jemand vor den Kopf geschlagen hätte; aber was half's, binnen einem halben Jahre war ich ganz blind. Mein Habe, Haus und Gut wurde nun völlig verzehrt, und nun freute ich mich, daß meine Frau todt war, und nicht mit mir zu

betteln brauchte; mein Kind wurde in's Hospital gebracht und darin erzogen. Das Mädchen ist recht brav, sie dient jetzt bei ehrlichen Leuten, und hat gut Haushalten gelernt.«

»Wie hart mich das Betteln ankam, könnt ihr denken, allein ich mußte. Ich betete wieder, unser Herr Gott möchte mich doch aus der Welt nehmen; denn ich wäre da nichts mehr nütze; aber er erhörte mich nicht, und ich lernte auch da einsehen, warum.«

»Anfänglich konnte ich noch so viel sehen, daß ich allein gehen konnte; allein endlich konnte ich auch das nicht mehr.«

»Nun wünschte ich einen armen Knaben zu haben, der mich führte, und da ging es mir ganz sonderbar.«

»Lange konnte ich keinen solchen Knaben finden; endlich hörte ich von einem Diebe, der gehangen werden sollte, welcher ein paar Knaben hätte, die bettelten. Nun fiel mir ein, solche Kinder seyen in der Welt verlassen, und würden gescheut und verachtet; ich wollte also die Kinder annehmen, sie mit mir herumführen und in allem Guten unterrichten. Ich ging zu einem gewissen braven Manne, von dem ich wußte, daß er mir helfen würde, und sagte ihm mein Vorhaben. Der gute Mann lobte mich, er gab sich Mühe, die Kinder aufzusuchen, fand sie, und brachte mir beide.«

»Als ich die Kinder hatte, ließ ich sie nicht von mir; einen Tag mußte mich der Johann, den andern der Jakob führen. Ich unterrichtete sie in allem Guten, und damit ich's kurz mache, erzog wackere Bursche aus ihnen. Ich hatte sie vier Jahre bei mir, da vermiethete ich den Einen zum Hirten in ein Dorf; er führte sich gut auf, kam nachher als Knecht zu einem

Bauer, heirathete endlich, und ist ein rechtschaffener Mann, der sich redlich nährt. Der Andere blieb noch ein Jahr bei mir, dann vermiethete ich ihn ebenfalls bei einem Bauer, und auch er führte sich brav und gut auf. Nun fiel es mir endlich bei, daß ich sehr Unrecht gehabt hätte, mich für unnütz in der Welt zu halten; ich hätte vielleicht nicht so viele Kinder zu braven Leuten gemacht, wenn ich nicht blind geworden wäre.«

»Dann suchte ich mir wieder einen Buben, der mich führte, und diesen fand ich so: Als ich den Jakob vermiethet hatte, blieb er noch so lange bei mir, bis ich wieder Jemand hatte. Wir kamen nämlich vor ein kleines Häuschen, die Frau darin weinte, und sagte, sie könne mir nichts geben. Ich fragte: warum nicht? Ach, Gott, antwortete sie, ich bin eine arme Wittwe, mein Mann ist gestern begraben worden, und ich sitze nun da mit fünf unerzogenen Kindern, und habe kein Brod für sie. Wie alt sind die Kinder? fragte ich. Der Aelteste antwortete sie, ist sechszehn Jahre alt, zwei Mädchen sind vierzehn und zwölf, ein Knabe zehn und noch einer acht Jahre alt. Ich fragte: Wollt ihr mir wohl die beiden kleinsten Knaben überlassen? ich will sie erziehen. Da sey Gott für! versetzte die Frau, daß meine Kinder betteln sollen. Ich mußte der Frau bei ihrem und meinem Elende noch lachen. Ich stellte ihr endlich die Sache recht vor, wie ich schon zwei Knaben glücklich gemacht hätte, und wie ihre Kinder ohnehin würden betteln müssen, und so ließ sie sich überreden. Ich nahm die Kinder zu mir; auch sie dienen jetzt bei frommen Leuten, und führen sich ehrbar und christlich auf.«

„Hierauf bekam ich den letzten Buben, der wollte aber nicht gut thun, ich hatte ihn auf der Straße gefunden, und es war kein gutes Haar an ihm. Wenn nun mein Bertram da fromm und treu seyn will, so kann er auch brav und glücklich werden.“

Bertram hatte diesr Erzählung recht aufmerksam zugehört, er weinte auch bisweilen dazwischen, und fragte den alten blinden Leonhard: „ob er ihn wohl dürfte Vater nennen?“ „Ja,“ antwortete Leonhard, „das darfst du; ich will dein Vater seyn und bleiben.“

Der alte Paul hatte ebenfalls mit Verwunderung zugehört; nun fing er an: „Hört, guter alter Leonhard! wo seyd ihr her?“ Er antwortete: „Von Diesburg, sechs Stunden von hier.“ — „Wo haltet ihr euch denn des Winters auf?“ „Der liebe Gott bescheeret mir immer ein Plätzchen, bald hier, bald da; sonst geht's mir wie unserm Heiland, ich habe keinen eigenen Ort, wo ich mein Haupt hinlegen könnte.“

Der alte Paul gieng in's Haus, und sprach mit seiner Tochter und seinem Eidam; diese ließen sich bereden; man gab dem blinden Leonhard mit seinem Knaben eine Kammer, und ein Bett, worin sie Beide schlafen konnten. Leonhard schaute mit Augen voll Thränen gen Himmel, dankte Gott und dem guten Paul, und bezog nun seine neue Wohnung.

Nicht lange hatte Leonhard bei Paul und seinen Kindern gewohnt, als ihn diese gar nicht mehr entbehren konnten; denn sein Umgang war überaus gefällig und erbaulich; auch konnte er noch manches thun, womit er den guten Leuten zu Hilfe kam. Auch Bertram leistete, wenn er seinen Blinden nicht zu führen brauchte, gute Dienste.

Dieß mochte etwa ein Jahr gewährt haben, als auf einmal in allen Kirchen der Gegend abgelesen wurde: „Wer da wüßte, wo sich der blinde Schuhmacher Leonhard aufhielt, der sollte es zu Diesburg bei dem Amtmanne melden.“ Der alte Paul war gerade in der Kirche, er wunderte sich, was das wohl bedeuten möchte? Ihm war heimlich bange, der alte Blinde möchte irgend ein Verbrechen begangen haben. Zu Hause erzählte er es Leonhard, dieser erstaunte auch; aber er blieb ruhig, und bat Pauls Eidam, doch nach Diesburg zu gehen, und sich zu erkundigen, warum man ihn aufsuche, da er selbst jetzt nicht so weit gehen konnte. Doch dazu kam's nicht: denn nach dem Mittagessen, als sie Alle in der Stube beisammen saßen, und Paul eben im Begriffe war, eine Predigt aus der Hauspostille vorzulesen, kam ein vornehmer Herr vor die Hausthüre geritten; er stieg schleunig ab, und kam in die Stube. Er schaute den alten Leonhard starr an, gieng auf ihn zu; doch bedachte er sich wieder, und setzte sich hin. Paul und seine Leute wunderten sich sehr. Der alte Leonhard hatte von der Ankunft des vornehmen Herrn gehört, er hielt sich aber still und sagte kein Wort. Nun fing der Fremde an: „Seyd ihr der Schuhmacher Leonhard, der in Diesburg gewohnt hat?“ „Ja,“ antwortete der Blinde. — „Habt ihr nicht einen Sohn gehabt, der vor zwanzig Jahren in die Fremde gegangen ist?“ Leonhard versetzte: „Leider ja! allein ich habe in achtzehn Jahren nichts mehr von ihm gehört.“ Dem Fremden liefen die Thränen die Wangen herab; er fragte ferner: „Wie habt ihr denn die Zeit her gelebt, guter alter Vater?“ Leon=

hard erwiederte: „Ich habe mein Brod leider vor den Thüren suchen müssen, und doch hat mich der liebe Gott gnädig erhalten, so daß ich nicht klagen kann.“ Der Fremde weinte noch mehr, und fuhr fort: „Ich habe wohl gehört, daß ihr ein frommer braver Mann seyd; allein jetzt hat auch all euer Elend ein Ende; denn euer Sohn hat sich wieder gefunden, er ist ein sehr reicher Mann, ich soll euch von ihm grüßen.“ Leonhard wurde ganz bestürzt und blaß vor Freude; er stand auf, als ob er fort wollte, tappte mit den Händen, wußte aber nicht wohin. Der fremde Herr konnte sich nicht mehr halten, er lief auf den Alten zu, fiel ihm um den Hals, rief, weinte laut, und sagte: „Ich bin euer verlorner Sohn, liebster Vater! Ich bin euer verlorner Jakob!“

Der Alte klammerte sich an seinen Jakob an, weinte schluchzend, und dankte Gott. Auch der alte Paul und seine Leute weinten, Bertram aber lachte.

Nachdem dieser rührende Willkomm ein Ende hatte, fing der Alte an nach tausend Sachen zu fragen. Jakob aber erzählte ihm, wie er durch Seelenverkäufer vor achtzehn Jahren sey weggenommen und auf die See verkauft worden, was er da alles ausgestanden, wie er endlich in Ostindien glücklich geworden sey, und eine Frau mit fünfzigtausend Gulden Vermögen geheirathet habe, und nun mit ihr in Amsterdam wohne, und jetzt hieher gereist sey, um seinen Vater und seine Freunde aufzusuchen, und sie auch glücklich zu machen.

Darauf nahm der Sohn den Vater mit, und ließ ihn auf einem Wagen nach Diesburg fahren. Bertram weinte bittere Thränen; als aber Jakob hörte, daß er ein braver treuer Knabe sey, der seinem Va-

ter gedient habe, so nahm er ihn auch mit und versprach ihm, wenn er sich gut aufführen würde, so wollte er ihn auch glücklich machen.

Als der alte Leonhard aus Pauls Hause weggieng, weinten sie Alle. Paul drückte Leonhard die Hand, und sagte: »in der Ewigkeit sehen wir uns wieder!« — »Ja,« antwortete Leonhard, »wer christlich gelebt hat, der kann sich darauf freuen; aber jetzt möchte ich wissen, wozu mich der liebe Gott ferner brauchen wird.« Paul fuhr fort: »Darum bekümmert euch nun nicht mehr, habt ihr als ein blinder Bettler so viel Gutes gestiftet, wie viel mehr werdet ihr es können, wenn euch unser Herr Gott glücklich macht.« Jakob versprach ihm Gelegenheit genug zu geben, Gutes zu wirken. Er und sein Vater reisten nun ab, und nahmen Bertram mit. Jakob kaufte in Diesburg ein Haus mit einem Garten, und schenkte es seinem Vater. Dann versprach er ihm jährlich eine Summe Geldes zu schicken, mit der er zum Besten der Menschen schalten und walten könnte. Bertram aber mußte fleißig in die Schule gehen, damit er etwas lernen, und man ihn mit der Zeit brauchen könne. Dann nahm Leonhard seine Tochter zu sich, die seine Haushaltung besorgte.

Jetzt drückte aber den guten Alten seine Blindheit doppelt, er hätte doch auch seinen Sohn gern gesehen. Dafür hatte aber dieser auch schon gesorgt. Denn da er den grauen Staar hatte, so wurde ein geschickter Mann verschrieben, der ihn glücklich operirte. Sein Sohn reiste nach Holland zurück, und schickte jährlich die versprochene Summe, wofür Leonhard

Baumwolle kaufte, und eine große Spinnerei anlegte, wodurch er der Wohlthäter der ganzen Gegend wurde.

Nun blieb aber auch der alte Paul mit seiner Familie nicht vergessen. Er hatte nur ein kleines Gütchen; dieß mußte er verkaufen; dann kaufte ihm Leonhard nahe bei Diesburg ein größeres, wohin der fromme Paul mit seinen Kindern zog. Die beiden Patriarchen besuchten sich oft, und lobten Gott für seine heiligen Führungen. Paul starb zuerst. Leonhard betrauerte ihn brüderlich. Mit der Zeit wurde Bertram sein Gehilfe, und nach seinem Tode Erbe des Hauses und der Spinnerei, mit welcher er nun auch die Weberei verband, und als ein wohlthätiger Mann lebte und starb.

Der Gewinn in der Lotterie.

Vor Kurzem besuchte ich in einem benachbarten Städtchen, in welchem ich eine Zeit lang gelebt hatte, einen von ehemals her mir wohl bekannten biedern und verständigen Handwerker. Der Mann empfing und unterhielt mich sehr freundlich, und erzählte mir am offenen Fenster mit Hinweisung auf manches Haus, dessen Bewohner nicht mehr die vorigen waren, die wichtigsten Veränderungen in der Stadt, die ihm sogleich einfielen. Mit Einem Male machte er mich auf eine traurig daher wandelnde Arme aufmerksam. Daß sie eine Arme war, verrieth ihr zwar reinliches, aber sehr verwaschenes und ausgebessertes Gewand, dessen ganze Beschaffenheit zeigte, daß es ein Ueber-

bleibsel aus bessern Zeiten sey, mit welchen es vergieng. Ihr Antlitz war blaß, ihre Geberde trübe, und ihre Begrüßung einiger Nachbarn verschämt und auffallend demüthig. Als sie uns einen guten Tag bot, glaubte ich in ihrem Blicke mit dem beklommenen Kummer sich einen Zug von Dankbarkeit gegen meinen Wirth mischen zu sehen.

„Was denken Sie von Ihr?“ fragte der Mann, als sie vorüber war.

„Ist sie vielleicht eine Verführte? Doch nein!“ so verbesserte ich augenblicklich mein Urtheil, „oder sie müßte unter sehr entschuldigenden Umständen gefallen seyn. Mit dem Gefühle von Trauer und Hilflosigkeit, die um Trost und Beistand zu flehen schien, sprach aus ihren großen blauen Augen Unschuld und Würde. Aber unglücklich ist sie gewiß.“

„Ja,“ erwiederte der Handwerker, „unglücklich und arm durch einen Gewinn in der Lotterie.“

Die Arme gehörte zu den hübschesten Bürgermädchen in der Stadt. Ihre Aeltern, weitläufige Verwandte von mir, waren unvermögende Handwerksleute, hatten aber doch ihr Auskommen. Sophiens feine Gestalt, ihre Schönheit und Sittsamkeit zog den jungen Sillner, einen trefflichen Tischlermeister, an. Seit einigen Monaten gieng er da viel ein und aus, und ich hatte, wenn ich hinkam, eine innige Freude über die bescheidene Herzlichkeit der jungen Leute. Das wird ein schmuckes Paar, dachte ich, wovon eines des Andern werth ist. Auch fehlte wohl nur noch die förmliche Verlobung dazu.

Da traf ich eines Abends einen Mann bei den Aeltern, den ich fast nirgends gern sehe. Der Mensch

hatte sein achtbares und nährendes Gewerbe aus Neigung zum unstäten Herumlaufen aufgegeben, und lebte von leichter Mühe. Er war Mäckler und Freiwerber, angelte einige Stunden des Tages, fütterte junge Vögel auf und lehrte sie Liedchen pfeifen, ließ bisweilen einen Luftballon steigen, oder brannte ein paar Feuerräder ab für Geld, und trieb allerlei, nur nicht, was er sollte. An jenem Abende stand der Mann am Tische mit einer ganzen Hand voll Loose, die er, einem weisen und wohlthätigen Gesetze zuwider, für eine ausländische Lotterie zu seinem Vortheile unterzubringen suchte, und schwätzte gar Viel mit süßem Lächeln und glatter Zunge, wie ungewöhnlich es sey, zu verlieren, wie viele vermögende Leute auf Erden ihre Reichthümer blos durch die Lotterie hätten, und wie groß die wahrscheinliche Freude seyn müsse, das höchste Loos zu ziehen. Der junge Sillner sah verdrießlich aus, und ich sagte meine Meinung ruhig, doch ernstlich. Ich bin nun einmal sehr gegen das Lotteriespiel. Ich habe so manche Menschen gekannt, die dadurch Habe und Gut, und Ruhe und Tugend verloren. Die stete Hoffnung und das Vertrauen auf etwas Ungewisses, das gar nicht in unserer Gewalt ist, macht, daß man am Ende die Zuversicht zu sich selbst, und das Bauen auf das Gewisse, auf geschickten Fleiß und verständige Sparsamkeit aufgibt. Man wirft weg, was man zwischen den Fingern hat, und greift nach dem, was hundert Hände zu haschen sich ausstrecken, in die Luft; man läßt die gesunde Hausmannskost verderben, und vertröstet seinen Hunger auf Leckerbissen, die hernach kommen sollen, und wenn sie nicht kommen, rauft man sich die Haare. Es ist ein kläglicher Zustand, immer

nur in einer Erwartung glücklich zu seyn. Und wenn die Erwartung erfüllt wird — ich mag's wohl sagen, ich zittere vor plötzlichem Reichwerden. Wer von vermögenden Aeltern abstammt, wird meistens auch zur Verwaltung der Güter erzogen; wer durch Mühe und Geschick reich wird, kann das Erworbene vermittelst derselben Kraft wohl gebrauchen, durch die er es erwarb. Wem aber plötzlich eine Erbschaft oder ein Gewinn volle Beutel zuwirft, der ist in großer Gefahr. Ich habe nur wenige gekannt, die mit dem, was ihnen so in die Tasche fiel, ohne daß sie recht wußten, wie es hineinkam, zu wirthschaften verstanden. Ich habe Viele an einer Erbschaft frühzeitig hinsterben, und Viele ein paar Jahre schwelgen, und Andern zum Trotze und Aergernisse leben, und dann betteln sehen. Das alles setzte ich ordentlich und so gut ich konnte, auseinander. Aber ein Lappen Löschpapier, worauf ein Lotterieplan gedruckt ist, und ein baares Goldstück gilt, hat über manche Herzen eine unbeschreibliche Gewalt. Das Lächeln des Mannes mit den Loosen, und sein Achselzucken über meine Kurzsichtigkeit, so wie die kalte Zuversicht, mit welcher er erklärte, daß Hunderte bereit wären, den von ihm blos aus Freundschaft dargebotenen Vortheil in Empfang zu nehmen, siegte bei Sophiens Aeltern über meine Gründe. Man setzte diesen zuletzt nur das entgegen, daß doch der Ueberschuß zu einer wohlthätigen Anstalt — ich weiß nicht, was für eine man mir nannte — bestimmt sey. Ich habe für jede gute Absicht alle Achtung, gab ich zur Antwort; darum aber kann ich doch einsehen, daß dieses oder jenes Mittel, das man für sie anwendet, nicht das beste ist. Wenn ich mich z. B. darauf legte,

reicher Leute wohlgeputzte Kinder in mein Haus zu locken, und ihnen dann für ein wenig Obst, für ein Schnittchen Mandeltorte und ein Zuckerbrod, oder nur durch allerlei Versprechungen von Spielwerken und Näschereien die Röcke und Westen vom Leibe schwatzte, um arme Kinder damit zu kleiden, das würde man doch keine wohlthätige Anstalt nennen? — Ei, das Gleichniß paßt nicht, rief man mir entgegen. Ich blieb dabei, es passe, wie Gleichnisse zu passen pflegen, größtentheils.

So stritten wir lange hin und her. Endlich entschloß sich der Mann mit den Loosen zu gehen. Ehe es aber dazu kam, entschlossen sich Sophiens Aeltern auch zu gehen, an den Schrank nämlich. Was nur da war, wurde zusammengesucht, bis auf den Inhalt der großväterlichen Sparbüchse, einige alte Münzen und verschiedene Schaustückchen mit Henkeln, die der Mann mit den Loosen dienstfertig verwechselte. An die Stelle der Sparpfennige wurde nun das Stück Papier gelegt. Und wenn es nur dabei geblieben wäre! Vielleicht hätte der gewöhnliche Erfolg sie für die Zukunft vorsichtiger gemacht; aber stellen Sie sich das Unglück vor, nach einiger Zeit erscholl das Gerücht, und die Nachbarn klopften und riefen mich an's Fenster, um zu verkündigen, daß das Loos mehr als zweitausend Thaler gewonnen habe. Sophiens Aeltern jauchzten mir, als ich zu ihnen kam, mit dem Manne, der der Urheber und natürlich der Mitgenosse des Glückes, und von nun an der erste Freund und Rathgeber des Hauses war, triumphirend entgegen. Ich freute mich, wie ich konnte, freilich etwas kalt und furchtsam. Der Vetter ist neidisch, hatten sie bei mei-

nem Weggehen gesagt. Aber da irrten sie, wenn man ein Vetter ist, wie ich bin, wenn man mit Vergnügen arbeitet, und das Seinige zu Rathe hält, und gern mit einfacher Kost des Mittags, und mit Butterbrod des Abends vorlieb nimmt, so ist man nicht neidisch. Etwas verdrießlich mochte ich wohl ausgesehen haben; denn es war mir bedenklich, daß Sophie den jungen Sillner immer so wehmüthig anblickte, indessen ihn die Aeltern kaum über die Schultern ansahen, und seine verständigen Reden ein paarmal spitz und wegwerfend beantworteten. Was ich ahnete, geschah; der Freund des Hauses warb um die Tochter für einen Kaufmann, den er eben so, wie vorher sein Loos anpries, der aber den ganzen Gewinn zur Bedingung machte, weil er gerade so viel nöthig habe, um seinen Handel so recht zu heben. Leute, die über ihren Stand hinauswollen, lassen sich, wenn es darauf ankommt, ihre Begierde nach Glanz und Rang zu befriedigen, die größten Demüthigungen gefallen, so gieng es hier. Daß nur das Geld gemeint sey, ward dadurch deutlich erklärt; Sophie weinte und jammerte, und rang die Hände um Sillnern, den sie liebte; aber ihre Bitten und meine und anderer Freunde Vorstellungen waren vergebens; die Aeltern bestanden auf dem Kaufmanne, und erschöpften sich bei der Ausstattung, die doch standesmäßig seyn sollte, vollends. Ich sah Sophien zur Trauung führen, und nie vergesse ich den Anblick. Bleich und krank und abgehärmt sah sie aus, wie eine Wöchnerin. — Was sage ich? Nein, in dem Gesichte einer Wöchnerin verkündigt sich mit der Ermattung das Gefühl der Ruhe nach der überstandenen schweren Stunde, und Mutterfreude;

aus Sophiens Geberden sprach nur Unmuth und Angst und Zagen vor der Zukunft. Indessen Sillner mit einem andern armen Mädchen glücklich wurde, däuchte ihr die Ehe, an welcher die Liebe keinen Theil hatte, ein Joch. Einige Jahre war ihr äußerer Zustand leidlich, Zufriedenheit konnte ihr der Umgang mit einem Menschen, der sie wenig achtete, nicht geben; dann erfolgte plötzlich der Fall der Handlung, der durch jenen Gewinn nur aufgehalten war. Der Mann, der längst zuvor durch wüstes Leben seine Gesundheit zerrüttet hatte, starb im vergangenen Winter; die Gläubiger drängten sich stürmend von allen Seiten herbei; das Vorhandene reichte nicht zur Hälfte zur Bezahlung der Schulden zu; und Sophie wär' eine Bettlerin, wenn sie nicht trotz ihrer schwachen Gesundheit arbeitete, was sie vermag. Unseliger Gewinn in der Lotterie!

Als der Mann so rief, hörten wir in einiger Entfernung Lärm und Auflauf. Aus dem Fenster konnten wir nichts sehen, als ein dichtes Gedränge von Menschen, das nach einem Hause hinströmte. Aber des Wirths Tochter eilte bald athemlos von der Straße herbei, und erzählte: Ach, die arme Wittwe! Denkt, Vater, da ist ihr ein böses Weib, dem der verstorbene Kaufmann etwas schuldig geblieben war, wüthend entgegen gelaufen, und hat sie auf der Gasse mit Schlägen bedrohet, und sie geschimpft, und eine hoffärtige Betrügerin, und ich weiß nicht, wie sonst gescholten. Da hat die Unglückliche die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen und ist in Ohnmacht gefallen; und als ich daher kam, brachte man sie eben in ein Haus. Dann lief Sillner, der dort in der

Nähe wohnt, hinzu, sprach mit der zornigen Frau, und verbürgte sich bei ihr für die wenigen Thaler. Das arme, unschuldige Weib!

„Ja wohl unschuldig," sprach der Vater; „ich will noch heute zu ihr, und ferner thun, was ich kann. Wer weiß, wie groß einmal wieder die Noth ist. Liebe gute Sophie, wie viel hast du an Sillnern verloren durch den unseligen Gewinn in der Lotterie!"

Die
Geschichte der heiligen Genovefa.

Vor vielen hundert Jahren lebte in Trier ein großer und reicher Pfalzgraf, mit Namen Siegfried. Dieser hatte eben die schöne Genovefa geheirathet, die eine Prinzessin und Tochter des Herzogs von Brabant war, als Boten kamen vom Könige von Frankreich mit der Post: die Mauren, die in Afrika wohnen, und mahomedanischen Glauben haben, wären in das Land eingefallen mit Heeresmacht, und zerstörten Kirchen und Kapellen, und tödteten vieles Volk; da sollte nun der Pfalzgraf Siegfried mit seinen Leuten der Christenheit zu Hilfe kommen. Nach diesem Aufgebote mußte sich der Pfalzgraf von seiner Gemahlin trennen, ehe noch die Flitterwochen zu Ende waren; und die arme Frau war tief betrübt, daß sie nun allein bleiben sollte, und es mochte ihr wohl das große Unglück ahnen, das ihr bevorstand. Doch suchte der Graf sie zu trösten, so gut er konnte, und sagte unter anderm auch: sie sollte

sich nur zufrieden geben und auf Gott vertrauen. Er lasse sie unter dem Schutze seines treuen Dieners, des Golo, dem er Alles im Hause unterworfen habe. Der werde sie bedienen und schützen, bis er mit Gottes Hilfe selbst wieder komme.

Leider war nun das ganz anders, als der Pfalzgraf glaubte. Denn der Golo war zwar ein Edelmann und jung und schön, und wußte sich auch recht gut und tugendsam zu stellen; aber im Herzen war er ein schlimmer Schalk. Das kam auch bald an den Tag, nachdem der Graf weggegangen war. Denn da Genovefa sehr schön war, so schön, wie Niemand sonst im Lande, faßte Golo eine heftige Liebe zu ihr. Genovefa aber war freundlich gegen ihn nach ihrer Weise, und sie meinte, weil er ein so treuer Diener ihres Herrn und Gemahls wäre, müßte sie ihm auch hold seyn. Da bildete sich der eitle Golo ein, sie liebe ihn auch, und bot sich ihr zum Manne an. Denn er dachte: hab' ich nur erst ihre Einwilligung, so will ich schon Rath schaffen, daß der Mann auf die Seite gebracht wird; und wer weiß, so bekomme ich dann auch das Schloß mit allem Zugehör und das ganze Land. Diese Rechnung traf aber nicht zu. Denn Genovefa war ihrem Gemahl getreu und verabscheute Golo's glatte Worte, und wies ihn streng zurück. Wie das nun mehrmal geschehen war, und sie ihm gar drohte, dem Grafen seinen Frevel zu melden, sann er auf schlimme Ränke, und sperrte sie in ein Gefängniß ein, indem er ihr Schuld gab, sie liebe den Hausmeister mehr als ihren Gemahl. Und den Hausmeister ließ er auch in Ketten und Banden legen. Denn dieser war mit der Genovefa aus Brabant nach Trier gekommen, und war gar ein from-

mer und treuer Mann. Darum war ihm Golo gram. Wie nun die Gräfin im Gefängnisse war, gab ihr Golo seine Amme zur Wärterin; die bracht ihr nichts, als Wasser und Brod, und mußte sie noch überdieß mit Worten quälen, so viel sie nur konnte. Denn Golo dachte: wenn freundliche Worte sie nicht erweichen, so werden es vielleicht die harten thun. Und mir ist Alles recht, wenn ich nur meinen Willen habe. Genovefa aber blieb standhaft und ließ ihn bedrohen, wie er es verdiente. So vergiengen sieben Monate, und im achten Monate, nachdem der Graf in den Krieg gezogen war, brachte sie in dem Gefängnisse, wo sie war, ein Söhnlein zur Welt. Und da stand ihr Niemand bei in der großen Noth, und da sie die Amme bat, das Kind in die Kirche zu tragen, und es taufen zu lassen, erfüllte das böse Weib auch nicht einmal diese Bitte. Daher taufte es die arme Mutter selbst, so gut sie es konnte, und nannte es Schmerzenreich; und es floßen fast mehr Thränen von ihren Augen auf das liebe Kind, als sie Wasser zum Taufen hatte, aber die Mutter wurde darum nicht besser gehalten, sondern wo möglich noch härter. Denn dem grausamen Golo wurde immer noch bänger wegen des Pfalzgrafen, und je bänger ihm wurde, desto grausamer wurde er auch, weil er noch immer hoffte, ihr so die Einwilligung abzuzwingen. Das war und blieb, aber umsonst; und da er jetzt vernahm, daß der Graf bei der Belagerung einer Stadt schwer verwundet worden, und krank darnieder läge, schrieb er ihm einen Brief, und sendete einen listigen Boten ab; und in dem Briefe war so Vieles und mit einem so ehrlichen Anschein erdichtet, was der Bote noch obendrein bekräf-

tigen mußte, daß der Graf, der in seiner schweren Krankheit nicht recht wußte, was er that, ihm den Befehl zugehen ließ, den Hausmeister hinzurichten und auch das ungetreue Weib nicht zu verschonen. Da nun diese Nachricht kam, war es dem Golo schon recht, und er würde die Hinrichtung gleich vollzogen haben, hätte er sich nicht vor den Hausgenossen gefürchtet, die ihn meist haßten; daher sann er darauf, die Sache heimlich abzuthun. Wie er aber darüber Rath mit der Amme pflog, vernahm das Töchterchen der Amme, das besseren Gemüthes war, als seine Mutter, ihr Gespräch und schlich heimlich zu Genovefens Gefängniß, und trat an das Fensterchen, durch das ihr das Brod und Wasser hineingeschoben wurde, und weinte bitterlich. Und da Genovefa das Weinen hörte, fragte sie das Mädchen nach der Ursache. Jenes aber antwortete: Euer Elend treibt mir die Thränen in die Augen, weil es um Euer Leben geschehen ist. Denn Euer Herr hat dem Golo befohlen, Euch hinzurichten. Da erschrack die Gräfin sehr, wie man leicht denken kann. Denn ob es ihr gleich so übel ergieng, so hatte sie doch das Leben noch lieb, und ihr Kind noch mehr. Darum frug sie auch gleich: Und was soll denn mit meinem Kinde werden? — „Dem Kinde wird es nicht besser ergehen, als Euch,“ antwortete das Mädchen. — Da weinte nun Genovefa bitterlich, und drückte das Kind an ihr Herz, und klagte Gott ihre große Noth und die Ungerechtigkeit ihrer Feinde. Und nachdem sie viel geweint und gebetet hatte, war es ihr doch, als ob einiger Trost in ihr Herz käme, und sie sagte bei sich: Weil es denn nun doch Gottes und meines Gemahls Wille ist, daß ich durch die Bosheit meiner Feinde umkommen soll, so will ich wenig-

stens Abschied nehmen von meinem Herrn und ihm für die Liebe und Güte danken, die er mir in früherer Zeit bewiesen hat. Und so that sie auch und schrieb mit einem Stifte auf ein leeres Blatt ihres Gebetbuches allen ihren Dank und ihre Unschuld nieder, und rief Gott zum Zeugen, daß sie in ihrer letzten Stunde, wie sie auch während ihres ganzen Lebens gethan, in Allem die Wahrheit sagte. Die letzten Worte des Briefes aber waren: „So lebet denn wohl, mein geliebter, wenn auch schon ungerechter und harter Herr! Ich vergebe Euch wegen so vieler Liebe, die Ihr mir vormals erwiesen, in dieser meiner letzten Stunde, und weil das Böse, das Ihr mir thun wollt, nicht aus Eurem Herzen kommt, sondern aus fremdem Betruge. Darum bitte ich auch Gott, daß mein unschuldiges Blut nicht über Euer Haupt kommen möge. Möchte doch auch das Blut Eures Kindes, das noch nichts gegen Euch verschulden konnte, nicht einst Rache rufen gegen Euch. Und wie ich diese Worte mit zitternder Hand und unter vielen Thränen schreibe, so mögen sie Euch einst, wenn Ihr sie leset, Thränen heilsamer Reue entlocken, Euer Vergehen gegen mich somit abzuwischen.“ — So schrieb sie, und versteckte das Blatt in einem Winkel des Kerkers, und bat Gott, daß es einst ihrem Gemahl möchte in die Hände kommen. Und so brachte sie die ganze Nacht mit Gebet und Thränen unter der Vorbereitung zu ihrem Tode hin.

Als nun der Morgen fast anbrechen wollte, und es noch düster war, öffnete sich die Thüre des Kerkers und zwei fremde Knechte, welche Golo gedungen hatte, traten herein, und nachdem sie ihr ein schlechtes Kleid übergeworfen hatten, bedeckten sie ihr das Gesicht, da=

mit sie Niemand kennen möchte. Und so führten sie das arme Weib aus dem Kerker zu dem nahen Wald. Sie aber gieng mit dem Kinde auf den Armen, und gab keinen Laut von sich; aber ihre Thränen flossen auf den kleinen Schmerzenreich herab, der an ihrer Brust schlief, und gewiß nicht ahnete, was ihm bevorstand. Nachdem sie nun in das Dickicht des Waldes gekommen waren, sagten die Knechte, sie möchte sich nun anschicken, den Tod für ihre Missethaten zu dulden; denn so hatte es ihnen der Golo gesagt. Genovefa aber antwortete: „Ich weiß von keiner Missethat, durch die ich den Tod verschuldet hätte; aber weil es so seyn muß, unterwerfe ich mich dem Befehle meines Herrn.“ — Bei diesen Worten wollte sie niederknieen. Wie aber die Knechte nach dem Kinde griffen und ein großes scharfes Messer herauszogen, um diesem den Hals abzuschneiden, raffte sie sich erschrocken auf, und fiel den Knechten in die Arme, und rief mit beweglicher Stimme: Um Gotteswillen haltet ein und schonet dieses unschuldige Blut! Oder wenn ihr es doch vergießen müßt, so lasset es nur nicht vor meinen Augen sterben, damit ich nicht zweimal den Tod leiden muß. — Da ließen denn jene ab, und geboten ihr, ihren Nacken zu entblößen und dem Schwerte darzubieten. Das that sie denn auch, ohne sich zu weigern, und zitternd, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, kniete sie nieder auf die Erde und sagte mit bebender Stimme: Hier bin ich zum Tode bereit! Aber in diesem letzten Augenblicke schwöre ich zu Gott, so gewiß ich in seine Ewigkeit einzugehen gedenke, daß ich nicht gegen meinen Gemahl gesündigt habe, sondern das Opfer von Golo's gottlosen Ränken bin. Dann wen-

dete sie sich zu den Knechten und sagte: Fürchtet ihr euch denn nicht, eure Hände an mich zu legen? Wisset, daß mein unschuldiges Blut und das Blut meines Kindes euch bei Gott anklagen wird. Dann wird aller Segen von euch weichen, und ihr werdet in Jammer dahinsterben; denn keine Buße wird eure Missethat tilgen. — Und dabei flossen ihr ohn' Unterlaß die Thränen von den blassen Wangen, und ihre blonden Locken hingen aufgelöst bis auf die Erde herab, und indem sie die gefalteten Hände und die nassen Augen zum Himmel erhob, war sie wie ein trauriges Bild, das man auch nicht ohne Mitleiden ansehen kann; wie viel weniger also die lebende Genovefa, die so rührende Worte sprach? Das gieng nun den Knechten zu Herzen, und Gott lenkte ihren Sinn, daß sie die Unschuld der Gräfin erkannten, und nachdem sie sich mit einander besprochen hatten, kehrten sie zu ihr zurück und sagten: Wenn du uns schwörst, die Einsamkeit des Waldes nicht zu verlassen, so wollen wir dich und dein Söhnlein schonen. — Denn sie fürchteten sich vor Golo's Rache, wenn er erführe, daß sie seinen Befehl nicht erfüllt hätten. Darum verlangten sie den Eid. Genovefa schwur auch, wie sie verlangt hatten. Da giengen die Knechte nun von dannen, und nachdem sie ihre Messer in das Blut eines geschlachteten Lammes getaucht hatten, kehrten sie zu Golo zurück und erzählten ihm, wie sie die Frau mit dem Kinde geschlachtet hätten, und da er die blutigen Messer sah, glaubte er ihnen, und zahlte den bedungenen Sold.

Als die beiden Knechte von dannen gegangen waren, drückte Genovefa ihren Schmerzenreich mit noch größerer Inbrunst an ihr Herz, weil er ihr zum zwei=

tenmal von Gott geschenkt war, und einige Thränen flossen von ihren Augen; man konnte aber nicht sagen, ob es Thränen des Dankes für ihre Rettung, oder Thränen des Jammers über ihren elenden Zustand waren. Und nun gieng sie immer tiefer in den Wald, wie sie versprochen hatte, und gieng wohl den ganzen Tag, und ruhte nur bisweilen unter einem Baume aus, um ihr Kind zu stillen. Und als die Nacht kam, hatte sie noch immer kein Obdach gefunden, als die Zweige der Bäume, und kein Lager, als die harte Erde. Auch war die Nacht finster und der Wind brauste durch die Büsche und beugte die Gipfel der Tannen, so daß mancher Baum mit schrecklichem Krachen brach, und die Raubvögel kreischten, und von ferne heulten die Wölfe.

Genovefa bebte nicht wenig bei so vielen ungewohnten Schrecknissen, aber sie faltete ihre Hände über ihrem Kinde, das auf den Blättern und dem Moose recht ruhig schlief. Und so gieng die erste Nacht vorüber, und sie gieng weiter und weiter und so den ganzen Tag. Und noch immer hatte sie kein Obdach gefunden, und die Nacht gieng wieder unter Furcht und Schrecken vorüber, und kein Schlaf kam in ihre Augen. Als sich aber auch der dritte Tag zu Ende neigte, fand sie in einem engen Thale, wo schwarze Felsen sich fürchterlich aneinander drängten und über einander bauten, in einem der Felsen eine Höhle, von Bäumen umgeben und von Gebüsch verwachsen, das auch von oben über den Eingang abhing. Gleich daneben rieselte ein klarer Quell über glatte Kiesel, und inwendig waren Boden und Wände mit weichem Moose bewachsen. Hier zog sie ein, und nachdem sie Blätter zusammen-

getragen und sich ein Lager bereitet hatte, dankte sie Gott, der ihr dieses stille Obdach verliehen, und schlief in dieser Nacht, mit ihrem Schmerzenreich an der Brust, so tief und sanft, wie sie kaum eine Nacht in dem Schlosse ihres fürstlichen Vaters geschlafen hatte. In dieser stillen Einsamkeit, abgeschieden von der Welt und von Felsen umgeben, lebte nun Genovefa Tag für Tag, und stillte ihren Durst aus der Quelle, und ihren Hunger mit wilden Beeren und Eckern, welche die Bäume verloren, und mit trocknen Wurzeln, die sie mühsam aus der Erde zog. Als aber der Winter kam und die Büsche keine Beeren mehr trugen, und selbst die armseligen Wurzeln von Schnee und Eis bedeckt wurden, da vergieng ihr mancher Tag unter unwillkührlich hartem Fasten, und es währte nicht lange, so hatte sie auch für ihr Kind keine Nahrung mehr; denn die Milch blieb ihr aus. Da war nun ihr Jammer unbeschreiblich, daß sie das Kind sollte verschmachten sehen; und wenn das Kind winselte, rang sie sich die Hände wund, und oft wollte sie davon gehen, um nur nicht den Jammer zu hören oder zu sehen, wie es stürbe. Und da sie doch nicht von ihm weg konnte, kniete sie an dem Lager des Kindes nieder, und betete aus der tiefsten Tiefe ihres Herzens, und flehte Gott um Erbarmen an. Und während sie noch betete, siehe da kam eine Hirschkuh und stellte sich zu ihr, und strich an ihr hin, wie ein zahmes Thier. Da erkannte sie, daß ihr Gott dieses Thier gesendet habe, und als es sich auf die Erde zu ihr legte, konnte das Kind trinken, wie an einer Mutter. Und seit diesem Tage kam die Hirschkuh täglich einigemal und tränkte das Kind. Das war des Kindes Nahrung mehrere Jahre lang.

Die Mutter aber behalf sich wie zuvor mit magerer Kost, die ihr doch auch bisweilen gebrach; und sie schwand nun so hinweg, daß sie mehr einem Schatten als einem Menschen glich, und Niemand mehr wahrnehmen konnte, wie schön sie vordem gewesen war.

In diesem großen Elende war nun Schmerzenreich Genovefens einziger Trost. Mit ihm sprach sie früh und spät, und unterwies ihn in der Furcht Gottes, und lehrte ihm beten, und die schönsten Geschichten der Bibel erzählte sie ihm, und so nahm der Knabe wunderbar zu an Verstand und Liebe zu Gott und zu seiner frommen Mutter. Erfreulich war es auch, wie vertraut die Thiere mit ihm waren. Denn da sie ihn immer in dem Walde sahen, und er keinem von ihnen Schaden that, gewöhnten sie sich an ihn, und die Vögel setzten sich auf seine Schultern und flogen mit ihm, wohin er gieng. Auch Rehe hüpften um ihn her und Kaninchen und Hasen. Ja, es wird erzählt, daß, als ihm sein elendes Kleid, mit dem er aus dem Schlosse verstoßen worden, zu klein geworden, und auch zerrissen war, ein großer Wolf sich eingefunden mit einem Schaaffelle in den Zähnen, und habe das Fell bei der Höhle fallen lassen, wo es dann Schmerzenreich aufgehoben und sich damit bekleidet habe. Dieser Wolf sey auch noch oftmals wieder gekommen, und so zahm geworden, daß ihn Schmerzenreich bestiegen habe, wie ein Pferd, und auf ihm herumgeritten sey.

So hatten sie nun sieben Jahre, Sommer und Winter, in dieser elenden Einsamkeit durchlebt, und keines andern Menschen Gestalt gesehen, oder seine Stimme vernommen. Immer ertrug Genovefa ihr Elend in Geduld, als eine Schickung Gottes, durch

welche sie des Himmels würdiger sollte gemacht werden; und Schmerzenreich war meist guten Muths, denn er meinte, diese Einsamkeit wäre die Welt, und es wäre überall nicht anders als hier. Binnen dieser Zeit war nun auch der Graf aus Frankreich zurückgekommen, und Alles, was der gottlose Golo früher gegen die Gräfin erdichtet hatte, wiederholte er jetzt mit vielen Zusätzen; wie er denn unter anderm hoch und heilig betheuerte, sie hätte vor ihrem Ende alle ihre Schuld bekannt und erklärt, daß ihr recht geschehe, weil sie sich so sehr an ihrem gütigen Herrn und Gemahl versündigt habe. Dasselbe betheuerte und beschwur auch die Amme Golo's, so daß der Graf Alles glaubte, und diesen bösen Leuten noch überdieß für ihre Treue dankte. In seinem Herzen aber war keine Ruhe, weder bei Tag noch Nacht. Denn immer stand das Bild der Gemahlin vor ihm, wie er sie verlassen, und sie sich so sehr über seinen Abschied gehärmt hatte, und im ganzen Schloß war kein Ort, wo er nicht ihrer und ihrer großen Liebe gedachte. Da half es auch nichts, daß Golo Feste veranstaltete, um ihn zu erheitern, Lanzenstechen und Jagden und Schmausereien. Denn wenn alle Gäste froh und guten Muths waren, sah er tiefsinnig vor sich hin und dachte: Wenn G e n o v e f a hier wäre, könnt' ich mich auch freuen. Da geschah es denn eines Tages, daß er voll Traurigkeit und Sehnsucht im Schlosse umherschlich, und der vergangenen glücklichen Zeiten gedachte, er auch in den Kerker kam, wo Genovefa sich ihm so treu bewiesen hatte, und indem er überall umherschaute, fiel ihm ein zusammengefaltetes Blatt in die Augen. Er nahm es auf, entrollte es, und erkannte die Handschrift sei-

ner Gemahlin. Wie er nun las, was sie geschrieben hatte, wie sie mit rührenden Worten ihre Unschuld vor Gott betheuerte, und ihm Golo's böse Anmuthungen enthüllte, und ihm sein ungerechtes Bluturtheil verzieh, und zu Gott für ihn bat, da erkannte er mit einem Male die gottlosen Ränke seines Dieners und seine eigene Verblendung, und es wurde ihm dunkel vor den Augen und er meinte, das Herz müsse ihm vor Zorn und Jammer brechen. Er befahl auch sogleich, den Golo zu binden und vor ihn zu bringen. Da dieser aber nach seiner wilden Weise im Felde umherjagte, eilte ein ihm ergebener Diener sogleich hinaus, und warnte ihn, daß er nicht hineinkäme, worauf denn Golo sein Roß unverzüglich nach dem Walde hinlenkte, um sich dem Zorne seines Herrn zu entziehen. Denn es war ihm jetzt, als ob seine letzte Stunde geschlagen hätte, und sein Gewissen sagte ihm, was er mit seinen Missethaten verdient habe.

Da nun Golo nicht zurückkam, wurde der Kummer des Grafen noch größer, daß ihm der entronnen war, durch dessen Strafe er den Tod seiner unschuldigen Gemahlin hatte versöhnen wollen, und er kehrte allen seinen Zorn gegen sich selbst. Einsmals sah er auch des Nachts im Traume den Hausmeister, welchen Golo hatte ermorden lassen; und dieser bekräftigte Alles, was Genovefa in ihrem Briefe geschrieben hatte. Ein andermal sah er auch seine Gemahlin selbst, umherirrend, wie ein Schatten, und von reißenden Thieren umgeben. Da fuhr er plötzlich aus dem Schlafe auf und befahl, sein Roß zu satteln; und als es gesattelt war, jagte er in den Wald hinaus, und seine Diener folgten ihm nach. Nicht lange war er geritten,

so sprang eine Hirschkuh vor ihm auf. Er verfolgte sie, und indem das behende Thier immer weiter flieht, und der Graf es ohn' Unterlaß verfolgt, kömmt es endlich zu Genovefens Höhle, schlüpft durch das Gesträuch, und verbirgt sich im Innern, und der Graf dringt durch die Büsche nach, und indem er in die Höhle schaut, erblickt er die Hindin, die sich auf dem Moose niedergethan, und ein menschliches Wesen neben ihr, dessen Blöße ihm aus der Düsternheit furchtbar und gespensterartig entgegen scheint. Auch glaubte er wirklich, es wäre ein Geist, bezeichnete sich mit dem Kreuze und sagte: Wenn du von guter Art bist, so nenne dich mir und komme heraus! Da erkannte Genovefa die Stimme ihres Gemahls, und auch in dem Tageslichte seine Gestalt und sagte bebend: Ich bin ein armes Weib und fast bloß, darum gebet mir eines von Euren Kleidern, damit ich zu Euch herauskommen kann. Auf diese Worte warf ihr der Graf seinen Mantel zu, und sie hüllte sich darein und kam auf ihren nackten Füßen hervor — denn ihre Schuhe waren längst zerrissen — und die Hirschkuh, begleitete sie nach ihrer Weise, und stand ihr zur Seite. Und da sie heraustrat, war es dem Pfalzgrafen, als ob er sie kennen müßte, und es gieng ihm ein Schauder durch Mark und Bein; aber er erkannte sie nicht, und fragte nur mit Hast, wer sie denn wäre, daß sie in dieser furchtbaren Wildniß lebte. Da antwortete sie mit niedergeschlagenen Blicken: „Ich bin aus dem Brabanter Lande, und habe vormals bessere Zeiten gesehen. Ein schlimmer Verdacht meines Eheherrn hat mich in diese Wüste getrieben, und weil ich ihm ergeben war, gab er einem seiner Diener Macht über mich, daß er mich tödten sollte.

Aber Gott lenkte das Herz der Schergen, daß sie sich meiner erbarmten und meines armen Kindes, und mir das Leben gönnten.« Da entsetzte sich der Graf noch mehr, und begehrte mit zitternder Stimme ihren Namen zu wissen. Und da er den Namen Genovefa und auch den seinigen hörte, fiel er wie sinnlos zur Erde, und es währte lange, eh' er sein Gesicht erheben und sie anschauen konnte. Und da er sie endlich anschaute und das blasse, abgezehrte Angesicht sah, das vordem so blühend und schön gewesen, meinte er zu verzweifeln. Da sie nun seinen großen Jammer sah, trat sie zu ihm, redete ihm mit freundlichen Worten zu, und bat ihn aufzustehen. Er aber blieb auf seinen Knieen, und klagte sich mit bittern Thränen und aufgehobenen Händen seiner Missethat an, und gab sich zu jeglicher Buße bereit, wenn sie nur sage, daß sie ihm vergeben wolle. Da dachte sie nun nicht mehr an seine Schuld, so schwer sie auch war, sondern nur an seine Reue, und sein Jammer gieng ihr so zu Herzen, daß sie vor Thränen nicht sprechen konnte. Sie reichte ihm also die abgezehrte Hand, und beugte sich über ihn, und da sie endlich sprechen konnte, beschwor sie ihn, sich nicht zu betrüben und sagte: „Das Herz bricht mir, wenn ich Euch, meinen Herrn, so jammern sehe, und Euch die Zähren über den Bart laufen, der vor der Zeit grau geworden. Es war ja nicht Eure Schuld, daß Ihr mich für so strafbar hieltet, sondern derer, die Euch mit ihren Netzen umstrickt hatten. Darum hab' ich Euch auch längst von Herzen vergeben, und sag' es Euch jetzt mit der alten Liebe, daß ich Euch all' mein Elend verziehen habe. Möge uns Gott eben so unsere Schulden vergeben und seiner Gnade würdig

machen.« — Und während sie so sprachen, kam Schmerzenreich aus dem Walde mit Wurzeln in der Hand, die er zur Mahlzeit gesammelt hatte, und da er den fremden Mann sah, fürchtete er sich. Der Graf erkannte gleich an der Aehnlichkeit der Züge, daß er sein Sohn war, nahm ihn in seine Arme, und drückte ihn an seine Brust, und konnte vor Freud und Leid nichts anderes thun, als ihn küssen und sagen: O mein geliebtes Kind! o mein theurer Sohn!

Und wie das so eine Weile gedauert hatte, blies er in sein Horn, und rief die Jäger und Diener zusammen; und wie diese kamen, sahen sie wohl, daß sich mit ihrem Herrn etwas besonderes zugetragen habe; wer aber die blasse und abgezehrte Frau und wer der Knabe wäre, der in die Schaafhaut gewickelt mit nackten Füßen bei ihm stand, wußten sie nicht; sie konnten es auch nicht errathen, bis er es ihnen sagte. Da war denn ein großes Verwundern, daß sie die wieder sahen, die sie für todt gehalten hatten; und als sie gar hörten, wie es ihr ergangen, und wie sie so wunderbar erhalten worden, war ihr Staunen noch größer, und Niemand konnte sich der Thränen enthalten, sowohl über ihr Elend, als über Gottes Wunder und die Wege seiner Gerechtigkeit. Und nachdem sie Alle in die Höhle gegangen und das harte Lager betrachtet, auf dem ihre Fürstin sieben lange Jahre, so Winter, als Sommer zugebracht hatte, — wobei man denn nichts als Schluchzen und Weinen hörte; — und nachdem sie mit ihr an dem Altare gebetet hatten, der von ihren eigenen Händen aus Steinen und Moos erbaut worden war, kehrten sie desselben Tages nach dem Schlosse zurück, die Gräfin in einer Senfte, der Graf

zu Roß neben ihr, und Schmerzenreich auch zu Pferd mit einem der Diener. Da war es nun wunderbar zu sehen, wie auch die Hirschkuh mit ihnen zog und die Vögel um und über den Schmerzenreich herflogen, so weit der Wald gieng. Als aber der Wald aufhörte, blieben die Kaninchen und Hasen unter den Büschen, die Vögel aber ließen sich auf die Gipfel der Bäume nieder, und schauten ihm lange nach, und man konnte wohl wahrnehmen, daß sie den Knaben ungern scheiden sahen. Auch er nahm wohl ungern von ihnen Abschied, und sah sich oft nach ihnen um, und rief: Lebt wohl, lebt wohl! Aber so lieb ihm auch die Vögel und Thiere waren, mit denen er in der Einsamkeit gespielt hatte, so war er doch mehr erfreut, Menschen zu sehen und mit Menschen zu sprechen; und da auf die Nachricht von Genovefens Wiederkehr eine Menge von Leuten herbeiströmte, und unter ihnen auch Kinder, die seines Alters waren, so vergaß er leicht den Wald aus Freude über seine neuen Gespielen.

Den Golo aber trieb sein böses Gewissen noch lange in dem Walde herum, und er fürchtete sich vor dem Zorn des Pfalzgrafen, fast noch mehr aber vor sich selbst. Daher irrte er wie wahnsinnig in der Wildniß umher, und stieg oft in finsterer Nacht auf die steilsten Felsen mit Lebensgefahr. Und als Genovefa wieder gefunden war, kam ihm die Nachricht davon, ich weiß nicht wie, zu Ohren, und er meinte, er würde Ruhe haben, wenn er sie noch einmal in seinem Leben sähe. Er schlich also aus dem Walde heraus nach dem Schlosse zu, und hielt sich da in der Nähe versteckt, bis er sie eines Morgens am Fenster erblickte. Als er nun ihr blasses und abgezehrtes Angesicht sah,

fiel ihm die ganze Last seiner Bosheit wie ein Felsen auf sein Gewissen, und er entsetzte sich so, daß die Knie unter ihm zusammen brachen, und er anfieng zu heulen, wie ein wildes Thier. Da liefen denn die Leute herbei und erkannten ihn; und der Graf ließ ihn binden und Gericht über ihn halten. Ob nun gleich Genovefa aus großer Güte ihres Herzens für diesen Bösewicht bat, wurde er doch von allen Richtern zum Tode verurtheilt und an derselben Stelle hingerichtet, wo er Genovefa hatte ermorden lassen wollen.

Im Lande war nun große Freude, und die Leute sprachen von nichts, als von der frommen Genovefa und ihrem Schmerzenreich, und wer es nur bewerkstelligen konnte, suchte sie zu sehen. Wie glücklich aber der Pfalzgraf war, und wie eifrig bemüht, die alte Schuld durch noch größere Liebe auszutilgen, ist nicht mit Worten auszusprechen. Allein dieses Glück dauerte nur kurze Zeit. Denn nach drei Monaten wurde Genovefa krank, so krank, daß sie gleich ihr herannahendes Ende fühlte. Darum nahm sie auch bald Abschied von den Ihrigen, besonders aber von ihrem Gemahle und ihrem Sohne, dankte beiden für ihre große Liebe, tröstete sie, und ermahnte vornämlich ihren Schmerzenreich, die Wunder, die Gott an ihm gethan, durch ein frommes Leben zu verherrlichen. Dann schlief sie unter Gebeten ein, und als sie zu Grabe getragen wurde, giengen die Priester mit den brennenden Kerzen voran, und hinter dem Sarge der Pfalzgraf in tiefster Trauer, und Schmerzenreich an seiner Seite und vieles Volk, hinter ihnen gieng auch die treue Hirschkuh mit tiefgesenktem Kopfe neben dem Sarge

her. Und als dieser in der Kirche in die Gruft gelassen wurde, sah sie ihm mit unverwandten Blicken nach, legte sich dann an die Thüre der Kirche, und da sie kein Futter mehr nahm, starb sie in wenigen Tagen, und wurde unter einem Baume auf dem Kirchhofe eingescharrt.

Der Jammer des Pfalzgrafen war nun unbeschreiblich. Am Tage hatte er keine Ruhe und Nachts keinen Schlaf, und es kam ihm bisweilen vor, als drückte ihn die Last der alten Schuld noch mehr, als vordem, weil er nun nichts mehr thun konnte, um seiner armen Genovefa Liebe zu zeigen. Wie nun Schmerzenreich die Betrübniß seines Vaters sah, wußte er ihn doch, so klein er auch war, mit klugen Worten zu trösten, indem er sagte: seine fromme Mutter hätte sich ja zu aller Zeit nach dem Himmel gesehnt und ihr voriges Elend als eine Vorbereitung dazu angesehen; darum solle er sich doch nicht so betrüben, da ihr Wunsch in Erfüllung gegangen. Vielmehr habe sie ihnen ja durch ihren gottseligen Tod den rechten Weg zum Himmel gezeigt. — Nun erfreute es zwar den Grafen, daß der Knabe so klug und fromm sprach; aber den Schmerz konnten ihm diese Reden doch nicht von dem Herzen nehmen. So gieng er denn eines Tages in seiner tiefen Betrübniß in den Wald, in welchem Genovefa die sieben Jahre des Elendes und Jammers durchlebt hatte, und kam bis zu dem Felsenthale und in die nahe Höhle, und legte sich hier auf das Lager, wo sie sich so oft gehärmt hatte, und bedachte da alles ihr Elend und seine eigene Schuld, und weinte lange und bitterlich. Endlich schlief er ein. Da kam es ihm vor, als ob er seine Genovefa

sähe in all ihrer vormaligen Schönheit, und alle Herrlichkeit des Himmels war um sie her, und die Engel stiegen auf und ab, und sie sah mit seligen und verklärten Blicken darein. Dann neigte sie ihr liebes holdes Gesicht zu ihm, und bot ihm die Hand, und er meinte, sie zöge ihn zu sich hinauf. Und als er erwachte, fühlte er eine solche Freudigkeit in sich, als er noch nicht gehabt hatte; und weil ihm der Ort so tröstlich gewesen war, beschloß er auch, hier zu leben und zu sterben, und wo die Höhle war, eine Kirche zu bauen. So that er denn auch; verließ sein Schloß und Land, und lebte hinfort als ein Einsiedler in dem Felsenthale.

Nachdem die Kirche im Walde gebaut war, wurde der Leichnam Genovefens dahin getragen, damit sie künftig an derselben Stätte ruhen möchte; wo sie so lange geschmachtet hatte. Und wie der Sarg durch den Wald getragen wurde, beugten die Bäume ihre Gipfel nach ihm zu und ließen ihre Blüthen darauf fallen, und die Vögel flogen von allen Seiten zu, und sangen von allen Zweigen herab. Auch andere Thiere kamen, wie sie früher gethan hatten, und begleiteten den Sarg bis an die Kirche.

Schmerzenreich aber wollte nun auch nicht mehr ohne Vater und Mutter in der Welt leben, sondern zog zu ihm in die alte Einsamkeit und erfreute ihn lange durch seine Klugheit und Frömmigkeit. Und als sein Vater gestorben war, blieb er dennoch hier, und besprach sich mit den Leuten, die zahlreich zu der Kirche wallfahrteten, und belehrte und ermahnte sie, und diente Gott so lange als er lebte.

Noch ist folgendes nachzuholen, was gar anmu-

thig ist. Als Genovefa zum Tode geführt wurde, kam sie über einen Fluß. Da zog sie, auf der Brücke stehend, ihren Trauring vom Finger und warf ihn in das Wasser, indem sie sagte: So geb' ich meinem Herrn seine Treue und sein Versprechen zurück, so ist seine Blutschuld geringer. Und als sie wieder gefunden war und nach dem Schlosse zurückkehrte, und wieder an dasselbe kam, da traten zwei Fischer zu dem Pfalzgrafen und verehrten ihm einen großen Fisch, dergleichen Größe noch Niemand gesehen hatte. Der Graf nahm den Fisch dankend an und befahl, ihn zum Mahle zuzurichten. Und da man ihn aufschnitt, fand man den goldenen Trauring darin, und es war eben, als ob sie nun von neuem vermählt worden wären.

Vater Gerhard,

oder:

Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Im ganzen Dorfe war Gerhard, ein Bauer von etlich siebenzig Jahren, unter dem Namen Vater Gerhard bekannt. Diesen Beinamen erhielt er aber mehr wegen der allgemeinen Achtung und Liebe, die er sich bei Groß und Klein erworben hatte, als wegen seines Alters. „Laßt doch den Vater Gerhard rufen.“ „Fragt doch den Vater Gerhard!“ „Was wird Vater Gerhard dazu sagen?“ so hörte man seinen Namen bei allen Gelegenheiten anführen, und ein Widerspruch

gegen Vater Gerhards Meinungen und Rathschläge war eine Art von Seltenheit; denn er galt durchgängig für den weisesten und rechtschaffensten Mann. Was aber die Herzen noch mehr an ihn zog, war seine immerwährende Heiterkeit, die er selbst dann nicht verlor, wenn ein sogenanntes Unglück ihn traf. Nicht, als wäre Vater Gerhard unempfindlich gewesen gegen alle Streiche des Schicksals. Er hatte ein weiches fühlendes Herz, und Niemand im Dorfe war leichter zu einer Thräne des Mitleids zu bewegen, als Er; aber er verlor nie die Fassung, und Niemand konnte sich entsinnen, ihn mürrisch und wild gesehen zu haben, wenn nicht alles nach seinem Sinne gieng. Viele wollten sogar bemerkt haben, daß Vater Gerhard an Heiterkeit der Seele gewann, wenn eine Hoffnung ihm fehlschlug. „Es wird schon auch so gut seyn!“ pflegte er zu sagen, und mit diesem Grundsatze hatte er auch seine Frau nach und nach so vertraut gemacht, daß die andern Weiber des Dorfes fast alle der Meinung waren, es sey unmöglich, immer im Ernste so gelassen zu bleiben. Davon war besonders Marie, die nächste Nachbarin des alten und glückseligen Ehepaares, überzeugt, weil sie selbst um jede Kleinigkeit in ängstliche Sorgen, in gränzenlosen Kummer, oder in Zorn und Unmuth gerieth. Dennoch aber konnte sie nicht unterlassen, die guten Alten hoch zu schätzen; besonders galt Vater Gerhard viel bei ihr. Er kam zuweilen des Abends, sie und ihren Mann zu besuchen, und nie war er weggegangen, ohne einen guten Rath, einen Trost, oder eine Aufheiterung zurückgelassen zu haben. Die jungen Eheleute, Jost und Marie, waren daher allemal froh, wenn Vater Gerhard

in ihre Wohnung trat. An einem Sonntag Abends, fand er aber einmal die jungen Leutchen so verstimmt und mißmuthig, daß Beide sich nicht bergen konnten.

„Was fehlt Ihr, liebe Nachbarin?“ fragte Vater Gerhard. „Sie hat ja verweinte Augen.“

„Wer sollte da nicht weinen?“ versetzte Marie. „Schon drei Wochen lang freu' ich mich, wie ein Kind, auf meines Vaters Kirchweihe, und nun gerade muß das abscheuliche Wetter einfallen!“

Vater Gerhard. „Ei, Frau Nachbarin, schelte Sie mir das Wetter nicht! das hat Ihrer Wintersaat mehr genützt, als zwei Kirchweihen Ihr eintrugen.“

Marie. „Je nun, da mag er Recht haben, Vater Gerhard. Gegen das Wetter hätt' ich auch im Grunde nichts; aber warum mußte gerade unser eines Pferd krank werden, daß wir nicht fahren konnten, und warum mußte mein Mann so eigensinnig seyn, keines von einem Nachbar miethen zu wollen?“

Vater Gerhard. „Weil sie an der Holzspitze den Hals würde gebrochen haben.“

Marie. „Ei, warum nicht gar den Hals? Woher weiß Er denn das?“

Vater Gerhard. „Und woher weiß denn Sie, Frau Nachbarin, daß es nicht geschehen wäre?“

Marie. „Das wissen wir eben alle Beide nicht.“

Vater Gerhard. „Je nun, wenn wir Beide nicht wissen, wie die Reise würde abgelaufen seyn, warum halten wir gerade die Verhinderung für ein Unglück? Kann Ihr zu Hause bleiben nicht auch ein Glück seyn? Hätte Sie ihr kleines Kind mitgenommen vielleicht . .“

Marie. „Ei, das hätt' ich zu Hause gelassen.“

Vater Gerhard. „Desto schlimmer! das Kind würde vielleicht in Ihrer Abwesenheit verunglückt seyn; vielleicht hätte es Ihr auf der Kirchweihe nicht gefallen, wie es meistentheils geht, wenn man sich auf etwas zu sehr freut; vielleicht . . .“

Marie. „Daß Er doch immer mit seinem vielleicht! Nichts für ungut, Vater Gerhard, das Trostwort „Vielleicht“ gedeiht nicht in meinem Garten!“

Vater Gerhard. „Das ist schlimm, Frau Nachbarin! So wird Sie auch nie Zufriedenheit darin bauen. Was sagt Er dazu, Nachbar Jost?“

Jost. „Ich sage, daß Er Recht hat, Vater Gerhard.“

Marie. „Ja, ja, wenn es wider die Frau geht, dann gibst du freilich Recht.“

Jost. „Soll ich dir Recht geben, Marie, wenn du Unrecht hast?“

Marie. „Nein, das nicht, aber warum soll gerade Vater Gerhard mit seinem Vielleicht Recht behalten?“

Vater Gerhard. „Rede Sie mir nicht so verächtlich von meinem Vielleicht, liebe Frau Nachbarin! Diesem Vielleicht verdank' ich die Ruhe meines Lebens. So oft mir ein Wunsch fehlschlägt, so denk' ich: vielleicht wär' es so oder so übelgegangen, wenn Gott deinen Wunsch erfüllt hätte. Kommt ein Unglücksfall — gleich bin ich mit meinem Vielleicht bei der Hand: Vielleicht kehrt sich das Unglück so oder so zu meinem Besten — vielleicht . . .“

Marie. „Je nun, ich halt' es einmal nicht mit dem Vielleicht, sondern mit der Gewißheit.“

Vater Gerhard. „Und ich auch, liebe Frau

Nachbarin. Im Grunde bin ich aber auch immer meiner Sache gewiß. Nur in Nebendingen behelf' ich mich mit einem Vielleicht.«

Marie. »Ha, ha! Nun gibt uns Vater Gerhard Räthsel auf, daß wir darüber die Kirchmeß vergessen sollen.«

Vater Gerhard. »Keine Räthsel, liebes Weibchen. Wer so lange gelebt, so fleißig aufgemerkt, und so viel erfahren hat, als ich, der fängt endlich an, Alles, was ihm begegnet, für gut, und alle Leute für unglückselig zu halten, die nicht eben das glauben.«

Marie. »Werd' Er nur nicht böse, Vater Gerhard. Ich hab' es nicht böse gemeint.«

Vater Gerhard. »Und ich auch nicht, liebe Frau Nachbarin; aber weil wir einmal in einem ernstlichen Tone sind, so wollen wir darin bleiben. Was Sie vorhin für ein Räthsel hielt, das war so gemeint: ich bin fast gewiß überzeugt, daß Alles, was mir begegnet, gut ist, wenn ich gleich nicht immer einsehe, für wen und warum? In so ferne bin ich also meiner Sache gewiß. Da ich aber nicht allwissend bin, und die guten Folgen meiner Schicksale nicht gewiß voraus sehen kann: so helfe ich mir mit Vermuthungen. Das sind meine Vielleicht, die ich nicht um viel Geld gebe.«

Marie. »Wohl dem, der so seyn kann.«

Vater Gerhard. Es gab eine Zeit, da ich's auch nicht konnte, wenigstens nicht immer; aber seit länger als 30 Jahren kann ich es, Gott Lob! Und ihr glaubt nicht, Ihr lieben Leutchen, wie wohl es mir dabei ist. Seit der Zeit thut Gott alles was ich wünsche.«

Jost. „Warum nicht gar?“

Vater Gerhard. In vollem Ernste! Ich wünsche nichts Anderes, als was Gott will, und was Gott will; das geschieht immer; folglich auch das, was ich wünsche. Was mir unangenehm dünkt, betrachte ich als wie eine übelschmeckende Arznei, die aber desto besser anschlägt, wenn man sich gut dabei hält. Scheint mir im Gegentheile etwas gut; so betracht' ich es, wie eine wohlschmeckende Speise, bei der man sich mäßig halten, und fleißig fragen muß, ob man sie auch vertragen könne. Das ist mein Hausmittel gegen Uebermuth und Kleinmuth.

Ich will Euch doch eine Geschichte aus meinem eigenen Leben erzählen, die ich nicht vergesse, so lange ein Auge mir offen steht, weil ich durch sie in meinem Glauben erst festgeworden bin, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

Ihr wißt, daß mir Gott von sechs Kindern nur ein einziges, meinen Wilhelm, das jüngste von allen, übrig gelassen hat; daß wir den Jungen um so lieber hatten, weil er unser einziges Kind war, könnt ihr leicht denken. Wir sahen daher den muntern und gutherzigen Jungen nie an, ohne daß uns die Blattern, deren Impfung man damals noch nicht kannte, eingefallen wären. Ach Gott, sagten wir oft zusammen, wenn nur Wilhelm die Blattern überstanden hätte! Wenn er uns stürbe, oder blind, taub, simpelhaft, oder sonst elend dadurch würde, womit wollten wir uns trösten? Meine Frau, die das Kind für ungemein schön hielt, war außerdem auch noch

wegen den Blatternarben in Sorgen. Endlich, da unser Wilhelm eben fünf Jahre zurückgelegt hatte, kam die Seuche in's Dorf. Wir konnten nichts anders denken, als Blattern und Blattern. Der Junge mußte purgiren, bekam kein Fleisch und wurde täglich wohl sechsmal gewaschen. So vorbereitet erwarteten wir das Blatternfieber. Indeß kamen die Kinder des Dorfes fast alle glücklich durch. Das machte uns Muth. Wir fingen endlich an, die Blattern sogar zu wünschen, und bei jedem rothen Fleckchen, das wir an dem Kinde bemerkten, hofften wir auf einen glücklichen Anfang. Aber wie sehr hatten wir uns in unserer Hoffnung betrogen! Bei unserm Kinde brachen die Blattern mit so heftigen Verzuckungen aus, daß es binnen drei Tagen wohl zwanzigmal den Jammer bekam. Meine Frau wollte verzweifeln, und ich starrte gerade vor mich hin. Ueber acht Tage lang warteten wir alle Augenblicke auf's Ende, weil nichts einen ordentlichen Fortgang hatte. Am ganzen Leibe des Kindes war kein Fleckchen so groß, als ein Nadelknopf, das nicht mit Grind überzogen war. Mit Angst und Noth riß sich endlich der Junge durch; aber sein Gesicht war voller Narben, und von der vorigen Schönheit keine Spur mehr übrig. Meine Frau hatte indeß der Schönheit vergessen, und nur um das Leben ihres Wilhelms gebeten. Leider aber schien auch dieses noch nicht gerettet. Das Kind bekam nach überstandenen Blattern eine Menge Geschwüre, und nebenher schien sich eine Schwindsucht anzuspinnen. Neun Wochen lang gieng uns kein Licht aus; wir Beide waren von Wachen und Sorgen so herabgekommen, daß wir uns kaum mehr auf den

Beinen zu halten wußten. Durch den fleißigen Gebrauch dienlicher Arzneien, und durch sorgfältige Pflege, kam doch endlich unter Gottes Hilfe das Kind durch. Eben war mir ein Kapital von tausend Gulden heimgezahlt worden. Gegen 150 Gulden waren von diesen schon aufgegangen, und vor Freuden schenkten wir 50 Gulden ein Paar armen Leuten, die uns in der Noth beigestanden hatten, so daß uns also die Krankheit baare 200 Gulden kostete.

Doch, wer hätte vor Freuden über den Schatz, den uns Gott in unserm Wilhelm gelassen hatte, des aufgegangenen Geldes gedacht? Nur der einzigen Frage konnten wir uns nicht enthalten: warum gerade wir so viel Jammer und Angst hatten ausstehen müssen, während alle Aeltern des Dorfes, denen vielleicht weniger an ihren Kindern lag, so glücklich mit ihnen durchgekommen waren.

Erst nach acht Jahren erfuhren wir durch eine Räuberbande, die in Sachsen eingezogen wurde, wie heilsam für uns die langwierige Krankheit unseres Wilhelms gewesen war.

Marie. „Wie? was? durch eine Räuberbande? Das waren gewiß Zigeuner!"

Vater Gerhard. „Keine Zigeuner; auch war, was wir erfuhren, keine Nachweiserei, sondern eingestandene Wahrheit. Die Bande strich nämlich in unserer Gegend herum, als eben mein Wilhelm so krank war, und hatte durch einen Schurken erfahren, daß tausend Gulden an baarem Gelde mir eingegangen seyen. Darauf hatte sie Jagd gemacht, und deswegen vierzehn Tage im nächsten Walde gehaust; aber so oft sie auch ansetzte, so oft fand sie Licht und wache

Menschen im Hause. Sie nahm also von mir nichts als ein Pflugeisen mit, das ich damals auch vermißte, und brach damit bei dem Wirthe in Neuweiler ein.«

Jost. »Herr Gott! das war mein Vetter! Die Spitzbuben haben ihn umgebracht, und eine Magd so jämmerlich mißhandelt, daß sie nach acht Tagen gestorben ist.«

Vater Gerhard. »Richtig! Seinem Vetter, der mein guter Freund war, verstopften sie das Maul mit einem Sacktuche, banden ihm die Hände auf den Rücken, und ließen ihn so jämmerlich ersticken.«

Jost. »Ach, wie oft hat mir das meine selige Base erzählt! Sie weinte noch immer helle Thränen darüber.«

Vater Gerhard. »Seht, meine lieben Leute, so wär' es ohne Zweifel mir und den Meinigen ergangen, wenn uns Gott nicht das Hauskreuz zugeschickt hätte, um dessentwillen immer Licht und Wache bei mir war.«

Marie. »Nun seh' ein Mensch! Wie erfuhr Er denn aber das alles, Vater Gerhard?«

Vater Gerhard. »Das Amt, von dem die Bande verhört wurde, schrieb deßwillen an das Gericht von Neuweiler, um allenfalls der Bande noch besser auf die Spur zu kommen, und berichtete unter anderm: daß die Bösewichte eigentlich Lust gehabt hätten, in unserm Dorfe bei einem Bauer einzubrechen, der eben tausend Gulden hätte liegen gehabt; daß sie aber sechs= bis achtmal durch Licht und wache Menschen wären verhindert worden. Aergerlich darüber hätten sie aus dem Hofe ein Pflugeisen mitgenommen

und damit das Wirthshaus in Neuweiler erbrochen. Das Alles traf ganz allein auf mich zu.«

Marie. „Du Gott! du Gott! wie gut war es also, daß eben damals sein Wilhelm so krank lag!«

Vater Gerhard. „Ja wohl war es gut! Ich und meine Frau fielen bei der Nachricht auf die Knie und dankten Gott für unser Hauskreuz und für unsere Errettung. Aber wenn wir nun den Vorsatz der Mörderbande nicht erfahren hätten?«

Marie. „Dann dächtet Ihr wohl heute noch, jener Jammer sey das größte Unglück Eures Lebens gewesen.«

Jost. „Und wie leicht hätten die Räuber den Umstand verschweigen, oder gar nicht in Verhaft gerathen können!«

Vater Gerhard. „Allerdings! Wir nahmen uns aber von dem Augenblicke an vor: künftig nicht mehr alles Unangenehme für ein Unglück zu halten, sondern allezeit an das Sprichwort zu denken: Es ist selten ein Unglück, es ist auch ein Glück dabei! Ueber meine Thüre aber schrieb ich damals die Worte, die Ihr vielleicht Beide schon bei mir gelesen habt.«

Jost. „Ah, das sind die Worte: Nicht was uns lieb, sondern was uns gut ist!«

Vater Gerhard. „Richtig! Alle Jahre hab' ich die Worte erneuert, und sie sind es, die uns oft so frohen Muthes machen, wenn es nicht nach unserem Sinne geht.«

Jost. „Marie, Marie! merk' dir's, ich will mir's auch merken: „Nicht was uns lieb, sondern was uns gut ist!« Herzensweib, das vergessen wir alle Beide zu oft!«

Vater Gerhard. „Auch ich und meine Frau konnten anfangs nicht so ganz die Worte zu Herzen fassen. So oft ein kleiner Unstern kam, mußten wir einander daran erinnern.“

Jost. „Auch wir wollen das thun, liebe Marie“

Marie. „Ja, das wollen wir! Du sollst sehen, wie gescheid ich mich künftig betragen will, wenn wieder etwas gegen meinen Kopf geht.“

Vater Gerhard. (Marien die Hand reichend.) „Topp! So ein gescheidtes Weib, wie Sie, liebe Nachbarin, kann das auch. Aber ich habe die Geschichte noch nicht ganz auserzählt. Noch immer dachten wir, daß es doch Schade sey, um das schöne Gesicht, das durch die Blattern verdorben war.“

Marie. „I was da! Schön seyn, ist nicht schön; schön thun, ist schön.“

Vater Gerhard. „Das sagten wir freilich auch, aber doch that es uns wehe, wenn wir den Jungen so entstellt sahen, bis wir in der Folge erfuhren, daß die Blatternarben sein und unser größtes Glück waren.“

Marie. „Er scherzt, Vater Gerhard.“

Vater Gerhard. „Kein Scherz, Frau Nachbarin, wie sie gleich hören wird. Da wir vor mehreren Jahren uns vornahmen, dem Burschen unser Gut abzutreten, und mit einem jährlichen Leibgeding das kleine Hofhaus zu beziehen, verfiel er auf ein reiches und bildschönes Mädchen, aus einem benachbarten Dorfe. Die Wahl gefiel uns Beiden, und meine Frau war schon im Voraus stolz auf ihre schöne Schwiegertochter. Aber mit dem Stolze kam sie zu frühe, das Mädchen sagte dem Freiersmann, den wir hin-

schickten, rund heraus: daß sie an meinem Wilhelm nichts auszusetzen habe, als sein blatternarbiges Gesicht.«

Jost. »Glück auf! daß er die Närrin nicht bekommen hat!«

Vater Gerhard. »So dachte aber mein Wilhelm nicht. Er war länger als vier Wochen nicht zum Schwatzen und Lachen zu bringen, so weh' geschah es ihm, um seiner Blatternarben willen verschmäht zu werden. Seine Mutter schlief halbe Nächte nicht ein. Indeß heirathete die gewünschte Braut einen Andern, und so hatte das Spekuliren in meinem Hause ein Ende. Der verschmähte Liebhaber tröstete sich wieder, und warb darauf um seine jetzige Frau, die zwar weniger schön und reich war; dafür aber tausend andere Vorzüge besitzt, die Jene nicht hat. Ich darf wohl sagen: hätten die Blattern bei meinem Wilhelm nicht so viele Narben zurück gelassen, Er und seine Aeltern wären die unglücklichsten Menschen.«

Marie. »Je, wie soll ich das verstehen?«

Vater Gerhard. »Mein Wilhelm hätte dann eine Frau, und wir Aeltern hätten eine Schwiegertochter bekommen, so häßlich an Geist, als schön von Gesicht. Ihr nachheriger Mann ist indeß vor Verdruß gestorben. Mit ihren verträglichen Schwiegerältern lebte sie beständig in Hader, so daß es diese kaum ein Vierteljahr lang unter einem Dache mit ihr aushalten konnten. Von fünf Kindern brachte sie keines auf die Beine, weil sie durch ihre zornige Gemüthsart sie schon im Mutterleibe zu Sterblingen machte. Sie hat nun ihren zweiten Mann, und lebt eben so unselig mit ihm, wie mit ihrem ersten. Und seht, so wäre es ohne Zweifel auch uns gegangen, wenn nicht

die häßlichen Blattern uns vor dem Uebel bewahrt hätten. Ist es nun ein Wunder, wenn ich Alles, was mir widerfährt, für gut halte? — Gewiß, Frau Nachbarin, einen ganzen Tag lang wollt' ich von lauter Unfällen erzählen, die mein Glück waren, und alle Leute würden eine lange Predigt davon halten können, wenn sie darauf geachtet hätten.«

Marie. „Vater Gerhard! Gott hat ihn zu einer glücklichen Stunde zu uns geführt, Er hat mich erst recht auf die Spur gebracht, wo es mir fehlt. Alle meine eigene Unruhe, und aller Verdruß, den ich andern mache, kommt daher, daß ich Alles, was nicht nach meinem Sinne geht, für lauter Unstern halte. Von nun an aber... doch — Ihr sollt es selbst sehen."

Jost. „Herzens-Marie! (indem er ihr die Hand reicht) auch ich denke zu wenig an Vater Gerhards Leibspruch: „Nicht was uns lieb, sondern was uns gut ist!« — Vater Gerhard soll Zeuge seyn, was wir uns hier versprechen."

Marie. (In seine Hand schlagend.) „Topp! Sobald ich wieder in meinen alten Fehler verfalle, so sagst du nur: O, wenn das Vater Gerhard wüßte!"

Jost. „Und das nämliche sagst du auch zu mir, und Gott wird uns beistehen, daß unser Vorsatz nicht wieder zu Schanden wird.«

Jost und Marie lebten von Stund' an weit zufriedener als sonst. Wenn sie etwas für gut hielten, so suchten sie es zwar zu erlangen; aber sie strebten nicht ängstlich darnach; und schlug ein Wunsch fehl, so hielten sie auch das für gut. Begegnete ihnen ein Unfall, so hieß es: Die Arznei ist wohl bitter; aber gewiß desto gesunder, weil Gott sie uns gibt! —

Vater Gerhard, seine Frau, sein Sohn und seine Schwiegertochter waren ihre liebste Gesellschaft, und Alle suchten gemeinschaftlich aus ihrer eigenen und aus anderer Leute Erfahrung immer noch besser zu lernen, daß uns Gott zwar nicht immer das Angenehmste, aber gewiß immer das Beste gibt. Erst vor ein paar Monaten starb Vater Gerhard, auch im Sterben so gelassen, als er im Leben war, und befahl vor seinem Sarge zu singen, was seit so vielen Jahren sein Leiblied war: Was Gott thut, das ist wohl gethan.

Vater Gerhard, seine Frau, sein Sohn und seine Schwiegertöchter waren ihre liebste Gesellschaft, und Alle suchten gemeinschaftlich aus ihrer eigenen und aus anderer Leute Erfahrung immer noch besser zu lernen, daß uns Gott zwar nicht immer das Angenehmste, aber gewiß immer das Beste gibt. Erst vor ein paar Monaten starb Vater Gerhard, ruhig im Sterben so gelassen, als er im Leben war, und befahl vor seinem Sarge zu singen, was seit so vielen Jahren sein Lieblied war: Was Gott thut, das ist wohl gethan.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Der doppelte Schwur der Besserung 1
Ehrlich währt am längsten 7
Bürgertugend 15
Aennchen von Wasserburg 24
Der Husar in Neisse 45
Unverhofftes Wiedersehen 48
Die Blinde 51
Zwei Geschichten von Leuten, die Schätze fanden . 58
Geschichte eines Mannes, welcher lernte, warum er in der Welt war 67
Der Gewinn in der Lotterie 82
Die Geschichte der heiligen Genovefa 89
Vater Gerhard, oder: Was Gott thut, das ist wohlgethan 108

J. F. G. Walther,
Erzählungen und Fabeln
für die Jugend.
8. Preis 16 gr. oder 1 fl.

Lebensgeschichte
eines
italienischen Bilderhändlers,
ein
Lesebuch zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend.
Herausgegeben von
J. L. G. Walther.
8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

Dasselbe Werk mit 6 illum. Kupfern.
8. Eleg. geb. 1 Rthlr. 16 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Die Allgemeine Schulzeitung Abtheil. I. No. 15. sagt darüber: „Eine sehr schöne für die reifere Jugend überaus passende Erzählung, eine wahre Zierde für die Jugendbibliothek von Funke, (von welcher sie den 5ten Band bildet). Wenn auch hie und da die einzelnen Begebenheiten und Ereignisse etwas auffallend sind, so hat diese Schrift den großen Vorzug vor vielen andern, daß sie die Aufmerksamkeit der Leser bis auf die letzte Seite spannt, und ist zugleich so angenehm geschrieben, daß man, wie das sonst gar nicht selten der Fall ist, schlechterdings nicht in Versuchung geräth, Manches zu überschlagen. Ohne daher viel von dieser Jugendschrift zu reden, glauben wir sie mit dem besten Gewissen allen Aeltern und Erziehern empfehlen zu können. Sie werden in derselben ihren Lieblingen eine kräftige und zugleich angenehme Nahrung für Geist und Herz geben."

G. Geiger juniors Offizin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rebau, Heinrich, 1792-1852

Neueste Jugend-Bibliothek zur Bildung des Geistes und Herzens

Bd.: 4

Augsburg 1840

Paed.pr. 2787-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760763-5